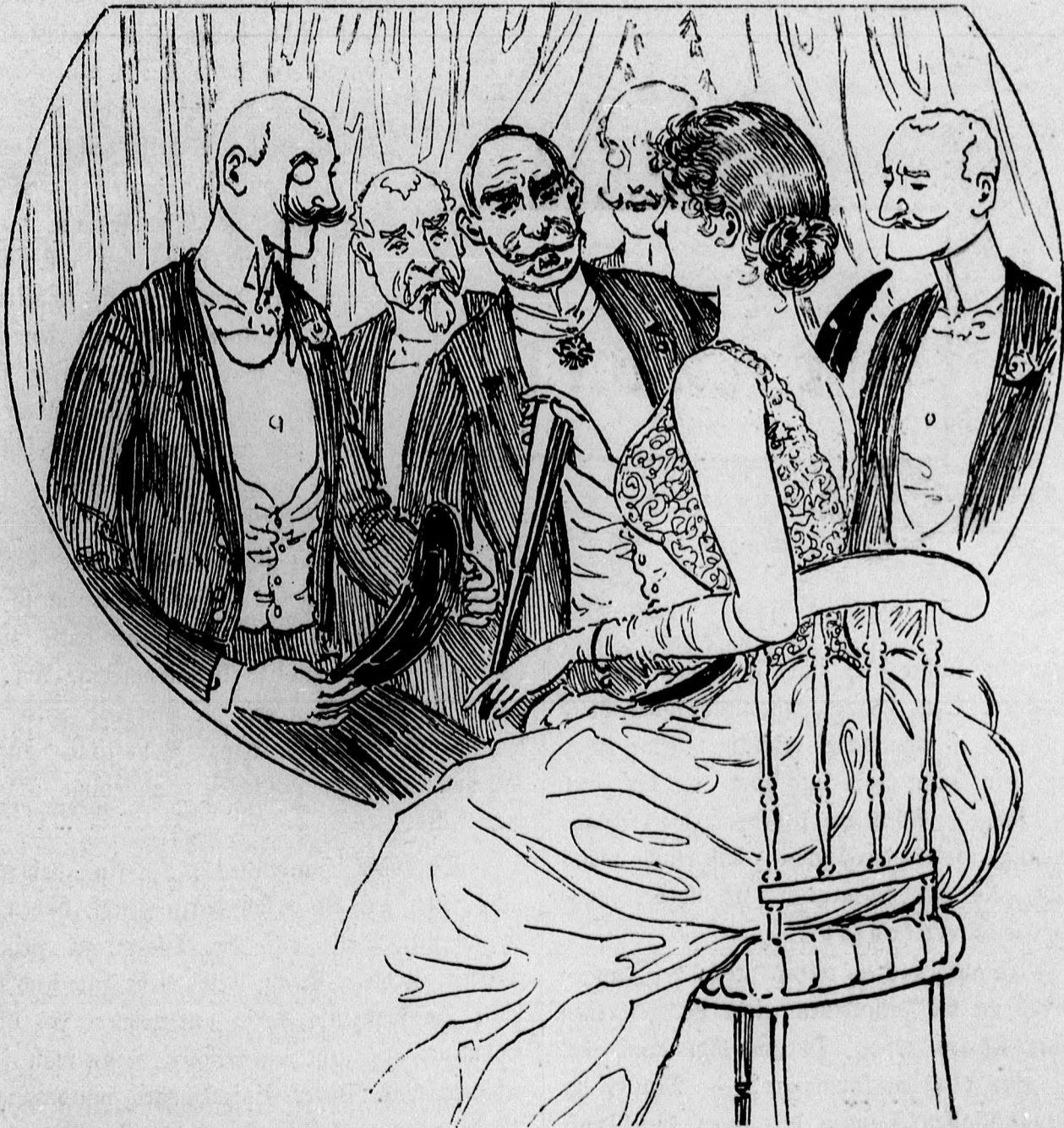




Pikante und heitere  
Blätter.

— 3 Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. —

© Eine geschickte Wahlagentin. ©



— Meine Herren! Sie werden wie Ein Mann für meinen Gemahl stimmen.  
Unter uns: Sie sind ihm Das schuldig . . .



Der  
W e g z o l l.

Er ist knapp neunzehn Jahre alt, nicht groß von Gestalt, aber gut gewachsen. Sein schönes, kastanienbraunes Haar kräuselt sich leicht und er ist ihm dabei behilflich; seine Züge sind fast regelmäßig, sein Teint weiß und zart, wie der einer gesunden Jungfrau. Alles in Allem ein lebenswürdiger Jüngling. Diese Schilderung ist so durchsichtig, daß uns nichts Anderes übrig bleibt, als ihn zu nennen. Es ist der junge Graf Rudolf von Frankenfels.

Graf Rudolf ist ein aufgeweckter, vielversprechender Junge; er hält sich viel lieber an die Freundinnen seiner hochgeborenen Mama, denn an ihre Kammerzofen. Darum läßt denn auch diese verblendete — oder vielleicht fürsichtige? — Mutter die gefälligsten und lebenslustigsten Damen der guten Gesellschaft nach Schloß Frankenfels ein. In den Herbstmonaten gibt es da eine starke Ansammlung von Wittwen, die vollständigste

und anziehendste Auswahl von leicht zu behandelnden schönen Frauen. Denn wir dürfen annehmen, daß die Gräfin nur aus Abscheu vor dem Ehebruch so viele Wittwen einlädt; sie will, daß ihr Sohn sich unterhalte, aber sie will nicht, daß er sich um sein Seelenheil bringe.

Und er unterhält sich, der junge Graf; er unterhält sich in dem Maße, daß er in diesem Herbst der Wittwen überdrüssig geworden ist. Fast Alle hatten sein Taschentuch schon gehabt und Keine hatte ihn festzuhalten vermocht. Nur Eine war da, die er noch nicht „erkannt“ hatte, wie es in der Schrift heißt. Und nach dieser war er nicht sonderlich begierig, weil sie schon etwas reif war, die liebe Frau von Wegener. — Dagegen war eben erst eine hübsche, junge Frau auf dem Schlosse angekommen, die nicht gerade Wittwe, aber erst seit kurzer Zeit verheirathet war, allerdings nicht sehr glücklich verheirathet. Es war die kleine Baronin G u d d e n o w und der junge Graf beschloß sogleich, seine Angel nach ihr auszuwerfen.

Die Baronin schien geneigt, sich ein wenig die Zeit zu vertreiben. Die Gelegenheit war so günstig . . . und mit einem so jungen Menschen sündigt man doch nur halb. Dieser Frankenfels

hatte aber auch eine so lebenswürdige Art sich einzuschmeicheln. Da lernt man erst die Vorzüge einer guten Erziehung kennen. Da gab es keine Brutalität, auch kein elegisches Schmachten; zarte Höflichkeit und einige Handküsse — Das war Alles.

Oh, diese Handküsse! . . . ein wahres Gedicht. Man muß schon als Kind sich darin geübt haben, um sich dabei in galanter Weise aus der Affaire zu ziehen. Er war ein Meister in dieser Kunst, denn seine gute und fürsichtige Mutter hatte ihn frühzeitig darin unterwiesen. Es ist eine schöne Gewohnheit, aber sehr unvorsichtig, wenn man seinen Sohn keusch erhalten will. Dieser einigermaßen muthwillige und aus der Mode gekommene Brauch macht einen Jüngling allmählig mit der Berührung der weiblichen Haut vertraut. Und wenn ein Hund einmal das Wild gewittert hat . . .

Kurz: Frankenfels verstand es, den Frauen die Hände zu küssen und die Baronin Guddenow gefiel sich darin, ihm in den Winkeln die ihrige zum Kusse zu überlassen.

Allein, die bedrohte Tugend der Baronin hatte eine strenge Hüterin in der Person der Frau von Wegener. War es wirkliche Zärtlichkeit für den Grafen und folglich die entschuldbare Eifersucht einer Rivalin? War es ein Gefühl der Rache oder ganz einfach die berüchtigte Taktik des zum Gärtner bestellten Bockes? Kurzum: Frau v. Wegener setzte alle Hebel in Bewegung, um ihre junge Freundin von dem entscheidenden Schritte abzuhalten. Sie war so weit gegangen, daß sie unter einem geschickten Vorwande ein anderes Zimmer für sich verlangte, bei welcher Gelegenheit sie die Nachbarin und Leibwächterin der zur Sünde geneigten schönen Frau wurde. Die Zimmer der beiden Frauen lagen so, daß es nunmehr unmöglich war, ohne die Gefälligkeit oder stillschweigende Mitschuld der Frau von Wegener in das Gemach der Baronin Guddenow zu gelangen.

Der Unmuth Frankenfels' ob solcher Lokalveränderung läßt sich leicht denken. Das Schloß war voll mit Gästen. Nachmittags gab es sentimentale Spaziergänge, Abends Liebesbeichten im Hintergrunde des stets leeren Billardsaales. Aber als Schluß — nichts. Denn ohne eine geeignete Vertlichkeit ist es schwer, zu einem Schluß zu gelangen. In einer Stadt geht die Sache von selbst, da hat man die möblirten Zimmer zur Hand. Aber auf dem Lande! . . . Man kann doch nicht ins Wirthshaus gehen. Die Affaire in seinem eigenen Zimmer zu Ende zu führen: das ist leichter zu wünschen als in Vorschlag zu bringen. Wie soll man eine der eingeladenen Damen auffordern, im Zimmer des jungen Schloßherrn — ihrer Pflichten zu vergessen? Das wäre eine seltsame Art von Gastfreundschaft. Pfui!

Indeß hat Graf Frankenfels von den Armen und dem Nacken der schönen Baronin Guddenow schon so viel Reismehl aufgeleckt, daß er entschlossen war, wo immer einzudringen, selbst in ihr Zimmer. Allein, er fürchtete die Wirkung eines kategorischen Drängens und scheute insbesondere unmittelbare Vorschläge in Betreff der Wahl der Vertlichkeit. Es taugt nichts, einer Frau unter der Maske einer poetischen Zärtlichkeit zu sagen: „An dem und dem Orte, zu dieser und dieser Stunde müssen wir unsere kleine Angelegenheit zu Ende führen.“ Hat man es nicht mit einer erfahrenen galanten Dame zu thun, so muß man sich vor dem Eindruck sehr in Acht nehmen, welchen die Manöver der letzten, entscheidenden Stunde hervorbringen könnten. Man hat oft genug gesehen, daß sehr schöne Eroberungen ebenso durch ungeschickte Eile preisgegeben wurden, wie durch allzu lange Verzögerungen.

Eines Abends endlich, nach dem Diner, in einer schattigen Hagebuchen-Laube, erkannte der junge Graf an gewissen Anzeichen, daß die Frucht reif sei und schleunig gepflückt werden müsse.

Die Ironie, dieses beste Vertheidigungsmittel der Frauen, hatte bei der Baronin einem unzusammenhängenden Stammeln, einer augenscheinlichen Verwirrung Platz gemacht. Allerdings muß gesagt werden, daß der verteuflerte Frankenfels an diesem Abende in seinen Küssen mit dem Reiz der Jugend die Erfahrung des reiferen Alters zu vereinigen gewußt hatte und geradezu unwiderstehlich war.

— Nein, nein! rief die Baronin Athem schöpfend, — ich will nicht mehr, daß Sie mich so küssen! . . .

— Gibt es denn verschiedene Arten zu küssen? fragte der Graf unschuldsvoll.

— Ach, thun Sie nur nicht so harmlos! Diese Küsse sind . . . schmähtlich!

— ? ? ?

— Jawohl, schmähtlich! So kann man nur eine Frau küssen, von der man annimmt, daß sie auf der Stelle nachgeben werde.

— Auf der Stelle ginge noch an, flüsterte der dreiste Jüngling; aber auf dieser Bank!

— Ein Grund mehr! sprach überzeugungsvoll die schöne blonde Frau, indem sie die dicke Mantille fester um die bloß mit einem Spitzenleibchen bekleideten Schultern und Arme zog. Da Sie selbst einsehen, daß — die Sache unmöglich sei, haben Sie mir ganz umsonst den Schimpf angethan . . .

Und sie erhob sich, gleichsam verdrossen darüber, was man ihr gesagt hatte, oder was man sie hatte sagen lassen; vielleicht auch ganz einfach deshalb, weil sie sich vor der Nothwendigkeit sah, einen neuen Zeitpunkt festzustellen. Denn es war augenscheinlich, daß sie an den Küssen Frankenfels' Geschmach gefunden hatte, der von den Händen zu den Lippen übergegangen war und dabei den üblichen Weg über Arme und Nacken genommen hatte.

Sie befanden sich jetzt am Ende einer langen Allee, etwa hundert Meter vom Schlosse, dessen erleuchtete Fenster ihnen entgegen blinkten. Ringsumher herrschte Stille und die kühle Ruhe einer Herbstnacht. Man mußte sehr jung und sehr verliebt sein, um diese beschwichtigende oder auch tödtliche Kälte einer Oktobernacht zu riskiren. Frankenfels, der im Frack war und den es fröstelte, suchte sich warm zu machen und legte deshalb den Arm um den Leib der jungen Frau. Er gewann dabei, daß er die Hände warm hielt, denn er fühlte die wohlthunende Wärme des Busens unter der schützenden Umhülle.

— Sie müssen mir versprechen . . . begann er.

— Aber! . . . Lassen Sie uns ein Ende machen! rief sie.

— Das möchte ich ja eben. Jolanthe, ich . . . Kurz: ich habe Durst nach Ihnen . . .

— Warum nicht gar Hunger! Ich finde Sie für Ihr Alter ziemlich prosaisch. Lassen Sie mein Leibchen in Ruhe! Sie wollen mich doch wohl nicht entkleiden?

— Ach, heute Abend nicht . . . aber ich übe mich.

Die kleine Guddenow lachte hell auf.

— Hören Sie: ich finde Sie entschieden originell. Wenn man bedenkt, daß Sie kaum 19 Jahre alt sind! . . . Ach, welch' ein Mann wird das werden! Sie flößen mir Furcht ein.

— Weil es hier dunkel ist. Sie würden keine Furcht haben, Jolanthe, wenn Sie mich zu Ihren Füßen sähen . . .

— Sie sehen mir ganz wie Einer aus, der die Frauen lieber auf seine Kniee setzt, als sich vor ihnen auf die Kniee wirft.

— Das Eine hindert nicht das Andere. Jedes Ding zu seiner Zeit. Für den Augenblick möchte ich mich Ihnen zu Füßen werfen . . .

— Ah! Sie brauchen also einen Teppich! . . . Ich kann Ihnen doch nicht denjenigen meines Zimmers anbieten?

— Das ist der Punkt, wo ich Sie sehen wollte. Hören Sie, Jolanthe: Sie müssen mich empfangen.

— Oh, bei mir? Wo denken Sie hin? — Unüberlegt fügte sie hinzu: — Und Frau von Wegener?

— Aha! Sie sehen also, daß Sie zustimmen, oder zustimmen würden ohne diesen unglückseligen Umstand . . . Ich werde veranlassen, daß Ihre Freundin ausziehe . . .

— Unter welchem Vorwande? Sie sind von Sinnen! Und glauben Sie, sie werde mich so leicht hin fahren lassen? Sie liebt mich . . . sie liebt uns Beide sehr, zu sehr . . .

— Wie? Sie glauben? Aber diese Frau will ja mein Unglück, meinen Tod! Könnten Sie ihr nicht einen Schlaftrunk geben?

— Was? ein Verbrechen?

— Nur so ein unschuldiges Schlafmittelchen.

— Nun wohl, beschäftigen Sie selbst sich mit der Sache! sagte die Baronin lachend.

— So daß Sie sie nicht aufwecken werden, wenn ich sie einschläfere; gilt!

— Aber nur keine Thorheiten machen! rief sie, indem sie den schönen Kopf zurückbeugend den keimenden Flaum seiner Oberlippe streifte. — Lassen Sie die Kindereien! . . . Später . . . in der Hauptstadt . . .

Später! während er jetzt diesen jugendlichen, geschmeidigen Körper unter seinen Händen fühlte, der wie für seine Liebkosungen modellirt war, und während er gierig den Duft dieses frischen Leibes einsog. Ach nein! er hatte genug gewartet und hatte genug mit den reifen Wittwen, deren Reize so mürbe waren wie ihre Tugend . . .

Plötzlich erscholl am andern Ende der Allee ein Ruf.

— Jolanthe! Sind Sie's?

In dem unregelmäßigen, dunkeln Bogen, welchen die Aeste der letzten Bäume der Allee bildeten, zeichnete sich der Schattenriß einer noch jungen, wohlbeleibten Frau ab. Diese weiße Form hob sich poetisch von einem dunklen Hintergrunde ab. Jolanthe, die nach einer plötzlichen Rückzugsbewegung gegen die Bank, wo sie die Galanterieen Frankensfels' so wohlwollend geduldet hatte, wieder hervortrat, warf jetzt einen Blick in die Allee und flüsterte ihrem Begleiter zu:

— Es ist Klotilde . . . Frau von Wegener . . . Verlassen Sie mich!

Doch sogleich ward ein neuer Ruf vernehmbar.

— Frankensfels! Graf Rudolf! Mit wem sind Sie denn?

— Ah, jetzt weiß sie sicher, daß Sie in meiner Gesellschaft sind; sonst würde sie Das nicht gefragt haben . . . Heute Abend noch wird sie mir eine Straspredigt halten . . . und dann gibt es wenigstens acht Tage Schmallen . . . Es ist entsetzlich!

— Nein, nein, sie ist ihrer Sache nicht sicher. Gehen Sie nur geradeaus weg; ich werde ihr entgegen gehen und sie von der Spur ablenken.

Und so geschah es auch.

— Ei, Sie sind's, gnädige Frau! Wissen Sie, daß ich allein bin und daß es fast aussieht, als kämen Sie in den Park zu einem Stellbischein nach der Abendglocke . . .

Der freche Mensch hatte unter der warm gefütterten Mantille den runden, weichen Arm der Dame ergriffen.

— Läutet man bei Ihnen die Abendglocke so früh? fragte Frau von Wegener ironisch. In jedem Falle gibt es hier Leute . . . beiderlei Geschlechtes, die sich nicht beeilen heimzukehren, wenn sie die Abendglocke hören. Sie sind jetzt allein?

— Seit langer Zeit allein.

— Bah! . . . Und jene Gestalt in Frauenröcken?

— Ist zerflattert. Ich bin ihr ohne vorherige Ueberlegung begegnet und bin ihr nachgegangen, um zu sehen, ob sie ein Gespenst sei. Sie ist geflohen. Lassen Sie sie laufen; ich habe keine Lust mehr sie einzuholen, da ich Sie festhalte. Ich will Sie nämlich behalten . . .

— Warum nicht gar! . . . Ohne Zweifel, nur um nicht mit leeren Händen heimzukehren? Schönen Dank! Mich werden Sie nicht irreführen, mein junger Herr Graf! Sie verfolgen meine Freundin Jolanthe, eine verheirathete Frau! Pfui, Das ist häßlich! . . . In Ihrem Alter! Und Sie waren soeben mit ihr . . . lügen Sie nicht! Nun denn, merken Sie sich's: ich halte mich verantwortlich für ihre Tugend!

— Ei, wer will denn ihrer Tugend nahe treten? . . . Klotilde! Sehen Sie denn nicht, daß ich ihr nur nachlaufe, weil ich hoffe, Sie zu erreichen?

— Mich? rief Frau von Wegener seltsam überrascht und in viel milderem Tone.

— Jawohl, Sie! Vor Allem habe ich mir eingebildet, daß ein sehr gutes Mittel, Ihre Gunst zu gewinnen, das wäre, wenn ich Ihrer besten Freundin den Hof machte. Ist das nicht naiv?

— Nicht gar so naiv!

— In meinem Alter ist man noch nicht „gerieben“ und man hält sich gern an bekannte Muster.

— Sie sagen also? . . .

— Ich sage, daß Sie mir meinen Schlaf rauben . . . und daß ich Ihnen dies mit gleicher Münze vergelten möchte. Und indem er so sprach, ging der kühne Jüngling unter der weißen Pelisse der Dame auf Entdeckungsreisen aus und stieß nur auf geringen Widerstand.

— Also, Sie lieben mich? hauchte Klotilde, indem sie ihre Schritte nach dem Schlosse lenkte und sich fester auf den Arm des jungen Mannes stützte.

Die Antwort auf eine solche Frage ist männiglich bekannt.

— Wozu dann diese gewundenen Wege?

— Pure Naivetät, wie ich Ihnen sagte. Und überdies wollte ich Ihre Freundin daran gewöhnen, mich Ihr Zimmer umlauern zu sehen.

Als das Paar in den Salon zurückgekehrt war, wo Pfänderpiel getrieben wurde, konnte Frankensfels sehen, daß Frau von Wegener mit ihrem bewegten Busen und ihren leuchtenden Augen noch sehr begehrenswerth war; die Aufregung ließ ihr sehr vortheilhaft. Diese voll entwickelte Brünette konnte ihrem jugendlichen, blonden Schützling gefährlich werden. Es war eine Art Schönheit, weniger frisch und weniger pikant, aber bequemer und — wenn man so sagen darf — einladender. Kurz: es war eine Entdeckung.

— An was denken Sie?

Die kleine Baronin Guddenow war es, die diese Frage an ihn richtete.

— Ich fahre meine Geschütze auf, erwiderte er nach kurzer Pause mit aufgeweckter, schlauer Miene. — Ich besitze Ihre Zusage. Was immer geschehen mag, Sie werden nicht das Recht haben, sie zurückzunehmen. Wenn ich in einer der nächsten Nächte bei Ihnen erscheine, ohne bei Ihrer Nachbarin Kergerniß zu erregen, so werden Sie mir darob nicht grollen?

— Was haben Sie ihr denn heute Abend gesagt oder was wollen Sie ihr denn sagen?

— Das ist mein Geheimniß. Sie wissen ja: das Schlafmittel . . .

Und er entfernte sich lachend.

Zwei Stunden später lag das Schloß in tiefem Schlafe. Am Ende des langen und breiten Korridors im ersten Stocke lag ein breites Fenster, durch welches der Mond sein helles Licht auf den dunkelrothen Teppich warf, der die Fliesen bedeckte. Man bedurfte keines andern Lichtes und darob war Frankenfels sehr froh, denn man kann nicht, ohne lächerlich zu werden, sich selber — die Kerze halten.

Neben dem Fenster lag eine angelehnte Thüre; Frankenfels öffnete sie vollends. Er befand sich jetzt in einem kleinen Vorzimmer, in welchem es wieder zwei neben einander gelegene Thüren gab. Eine dieser Thüren war halb offen. Mit äußerster Behutsamkeit trat der junge Mann durch diese offene Thüre in das Zimmer ein, wo er erwartet zu werden schien.

. . . Nichts regte sich in dem großen Bette, wo eine Frau mit wachen Augen träumte. Bei dem matten Scheine einer Ampel konnte er ein schönes, braunes Haupt sehen, umflossen von reichem, dunklem Haar, die Reichtümer einer unvollkommen bedeckten Büste, die vollen, harmonischen Linien zweier nackter Arme, die sich hinter dem Nacken vereinigten . . .

Als er näher zusah, konnte er noch manches Andere entdecken und er verlor sich in Betrachtungen, die ihn sehr weit führten und sehr lange zurückhielten. Es schlug fünf Uhr auf der Schloßuhr, als er merkte, daß Frau von Wegener eingeschlafen war. Nach einem letzten zärtlichen Blicke auf die Schlummernde lenkte der junge Graf seine Schritte nach einer Verbindungsthüre, die in die Wand gebrochen war.

Ein leiser Schrei empfing ihn im Nachbarzimmer.

— Wie haben Sie herein können? Klotilde selbst hat meine Thüre verschlossen . . .

— Die Thüre, die in das Vorzimmer geht; aber die Verbindungsthüre stand offen, ebenso die Thüre des Vorzimmers selbst.

— Und haben Sie sie nicht erweckt, während Sie ihr Zimmer durchschritten?

— Still! . . . das Schlafmittel . . .

Solanthe setzte sich im Bette auf und rieb sich die Augen. Dann schaute sie auf den kühnen Jüngling. Sie glaubte, sie wäre noch nicht ganz wach, oder war es in Wirklichkeit noch nicht. Sie war übrigens ebenso schön wie am hellen Tage, nur auf einer größeren Fläche, denn die in Unordnung gerathene Nachtbekleidung legte viele Reize bloß, die sonst verhüllt waren.

— Ach, Frankenfels! flüsterte sie, — wie soll man sich gegen Sie wehren? . . .

Er ließ ihr nicht Zeit, darüber nachzudenken. Erst gegen sechs Uhr fand sie einigermaßen ihre Besinnung wieder.

— Werden Sie mir endlich sagen, wie Sie hier eindringen haben können? fragte sie.

— Kennen Sie ein Genrebild, das den Titel „Der Wegzoll“ führt?

— Ein Jäger begegnet auf einem schmalen Steg einem Mädchen und fordert einen Kuß für das Passiren . . .

— Richtig; nun wechseln Sie die Rollen . . .



### Einſt und jetzt.

Was waren wackere Heiden noch  
Die alten Celten und Briten!  
Die starken Helden des heiligen Graal,  
Die sofften, liebten und stritten! — :

Herr König Uther hatte zum Schatz  
Die schöne Igera erkoren,  
Des Herzog von Cornwall's: Gorla's Frau —  
So wurde Artus geboren.

Und Artus hat sich auch ein Weib,  
Die süße Ginevra genommen,  
D'rauf ist er durch Herrn Lancelot  
Zu stattlichen Hörnern gekommen.

Isolde, des Marke von Cornwall's Frau,  
Hat, da ihm die Jugend entflohen, — :  
Den alten, guten, braven Herrn,  
Alit Tristan, dem Aeffen, betrogen.

So war es damals, so ist es heut! — :  
D'rum fürchtet ihr stolze Geweihe,  
Verbindet nicht im Winter euch  
Noch mit dem heißen Maie!

Die Frauen bleiben sich immer gleich,  
Was nützt es, sie zu studieren!?  
Man kann sie doch auf einem Fleck  
Stets gründlich nur kuriren!

Ja, röche man den Kindern an,  
Was ihre Väter getrieben:  
So wär' an manchem Grafensohn  
Der Stallduft hängen geblieben . . .

H. E. J.



Ein Run nach Cythere.



— Vergiß die Höschen nicht! Man weiß nicht, wie man stürzt.



A superb accident

Klész György. 77.

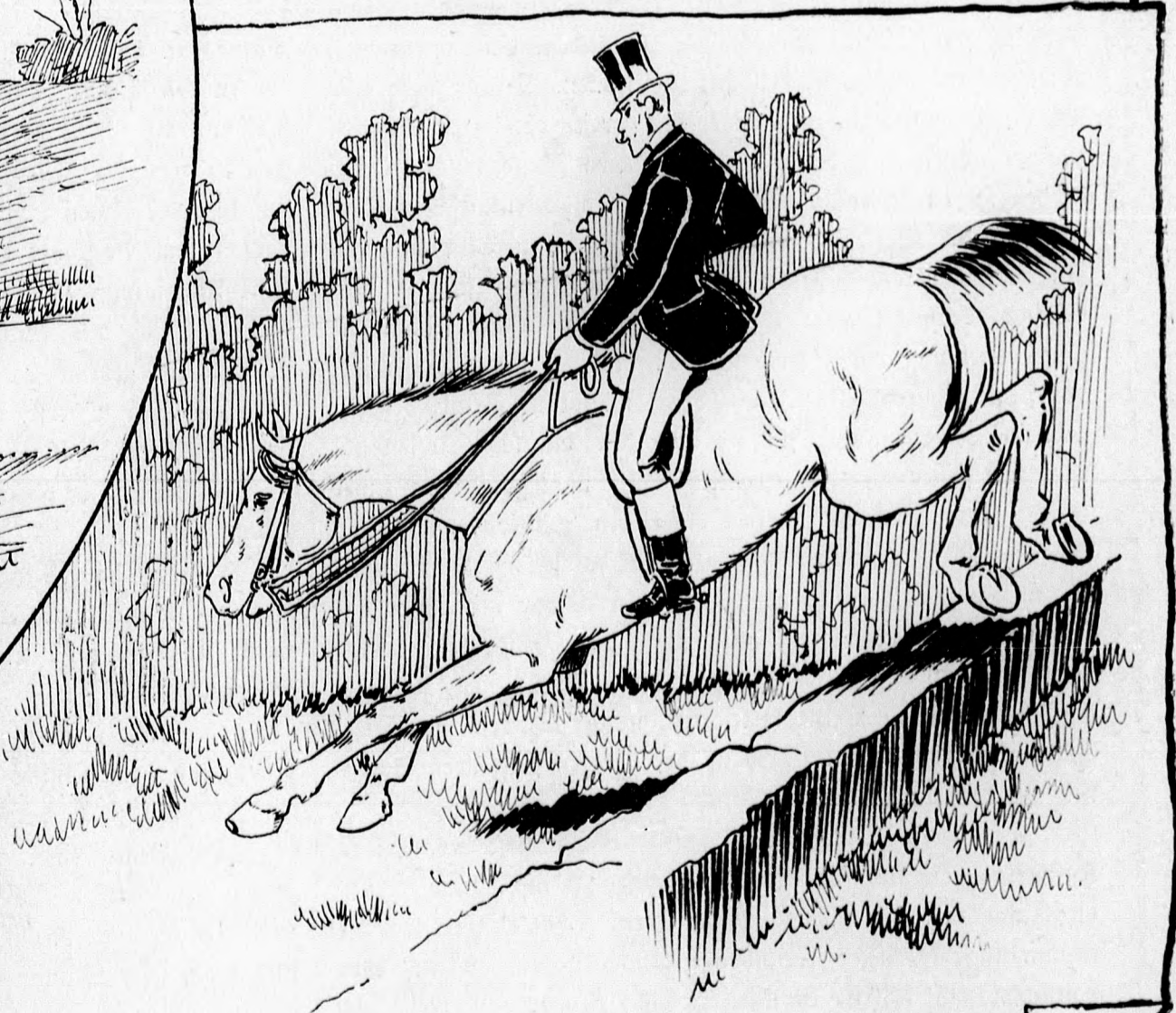
WOLLEN!



ccident!



Der Fuchs ist los!



Ein Hinderniß, das er noch nehmen kann.

## Die Einnahme von Plewna.

Von Pompon.

Nikolaus Boris, Soldat im Regiment Preobraschenski, dem Ordonnanz-Dienste bei dem General Kalinoff zugetheilt, erhielt eines Morgens von seinem Vorgesetzten den Befehl, unverzüglich ein Dienstschreiben dem Obersten Juschtsin zu überbringen.

— Trachte den Obersten persönlich zu sprechen, gebot der General, und bringe mir einen Empfangschein.

Boris machte sich stracks auf den Weg nach der großen Moskoi-Avenue, wo Oberst Juschtsin einen prächtigen Palast bewohnte. Der Jäger am Hausthor war damit beschäftigt, die „Stichia“ und die „Katscha“ nach dem Mittagessen zu genießen, und da er einen Soldaten aus dem Regimente seines Herrn erkannte, ließ er sich nicht weiter in seinem erwärmenden Zeitvertreib stören. Die übrige Dienerschaft des Hauses oblag ohne Zweifel dem nämlichen erfrischenden Thun, denn der Ordonnanz-Soldat gelangte unbehelligt bis zum großen Salon im ersten Stock.

Hier suchte er sich zu orientiren. An den Wänden hingen die Portraits des Czars, der Czarewina und der kaiserlichen Kinder. In der Mitte des Saales stand ein großer, runder Tisch, mit grünem Tuch bedeckt, welcher gewöhnlich bei den Offiziers-Versammlungen des Regimentes benützt wurde. Auf diesem Tische lagen: die Halsbinde des Obersten, seine Uhr und sein Waffenrock mit hohem, rothem Stehkragen; auf einem Sessel lag das Beinkleid mit breitem, rothem Streif. In den vier Ecken des Saales gab es vier geschlossene Thüren.

Der arme Nikolaus Boris stand nun in arger Verlegenheit da; er hüftelte schüchtern, trappelte ein wenig auf dem Teppich, um so seine Anwesenheit zu kündigen. Endlich entschloß er sich, durch die Schlüßellocher zu gucken. Durch das erste sah er ein Speisezimmer, durch das zweite ein leeres Schreibzimmer; durch das dritte — ha, welche Freude! — da sah er den Herrn Obersten. Es war ein in orientalischem Styl eingerichtetes Boudoir, prächtige Ottomanen, Teppiche und Ruhebetten in reicher Fülle. Es mußte sehr heiß sein in dem Gemach, denn der Herr Oberst befand sich in der sehr reduzirten Kleidung des Gottes Mars; er hatte nichts am Leibe, als seine Sporenstiefel; seine breite, männliche Brust, behaart wie eine Kosakenmütze, hob sich von den dunklen Stoffen ab.

An seiner Seite — vielleicht auch nicht gerade an seiner Seite, aber jedenfalls in einer inferioren Position, wie es sich für eine Magd gebührt — hatte er die schöne Kammerzofe Katharina Kabanowa, die reizend war mit ihrem nationalen Kafoschnit, ihrem mit buntfarbiger Seide reich gesticktem Sarafan und ihren malvenfarbenen Strümpfen, die ihre herrlich geformten Beine bekleideten, welche letzteren in diesem Augenblicke dem armen Boris in ihrer ganzen siegreichen Schönheit sichtbar waren.

Der Herr Oberst war damit beschäftigt, der schönen Katharina, die sich für die Sache sehr zu interessiren schien, die Einnahme von Plewna zu schildern. Ohne Zweifel war die Erinnerung an diesen ruhmvollen Abschnitt seiner militärischen Laufbahn sehr lebhaft in ihm erwacht; er war sehr roth, sehr

aufgeregt und unterbrach seinen Vortrag mit tiefen Seufzern, indem er die Bewegung eines Führers nachahmte, der sein Schlachtroß zum letzten Angriff spornet, und mit folgenden stolzen Worten schloß:

— . . . In diesem Augenblicke rasselten die Trommeln, erschallten die Hörner, wir drangen in den belagerten Platz ein und es folgte eine General-Decharge.

Nikolaus Boris hatte nicht das geringste Detail von diesem Schauspiel verloren, das immer lehrreich ist, besonders aber dann, wenn es sich um einen Obersten handelt. Indeß stand er nachdenklich da und zwirbelte seinen langen Schnurbart; er begriff, daß er, wenn er seinen Vorgesetzten in einem solchen Augenblicke stören würde, alle Aussichten hätte, sehr schlecht empfangen zu werden, einige Tage Gefängniß oder vielleicht gar einige Knutenhiebe aufdiktirt zu bekommen. Indeß galt es, den Brief einzuhändigen — so lautete der Befehl — und überdies forderte der General Fürst Kalinoff eine Bescheinigung.

Nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, legte der Soldat das Dienstschreiben auf das grüne Tafeltuch, an eine recht auffällige Stelle; dann nahm er, einem plötzlichen Einfalle folgend, Uhr und Kette des Obersten, die auf dem Tische lagen, an sich, gleichsam als Beweis dessen, daß er im Salon gewesen. Wir wollen sogleich hinzufügen, daß der wackere Boris keineswegs die Absicht hatte zu stehlen; er wollte bloß ein Beweisstück in Händen haben; darum breitete er denn auch die Kette und die Anhängsel in einer auffälligen Weise auf dem scharlachrothen Brustlape seines Rockes aus. Wenn der General ihm sagen würde: „Du hast den Brief nicht abgegeben“ — so könnte er doch wenigstens antworten: „Gewiß habe ich ihn abgegeben; zum Beweise dessen diese Uhr, die ich mitgenommen habe.“

Als Oberst Juschtsin die Schilderung der Einnahme von Plewna in brillanter Weise beendet hatte, begab er sich wieder in den Salon, um seine gewöhnliche Kleidung anzulegen, während die schöne Katharina Kabanowa, mit einer entsprechenden Kriegsentzündung versehen, auf ihre Stube ging, um hier die letzten Spuren der Belagerung zu verwischen. Der Oberst bemerkte sofort das Dienstschreiben und vermißte sogleich seine Uhr sammt Kette. Er läutete dem Jäger.

— Bei den heiligen Bildern! rief er, wer hat diesen Dienstbefehl gebracht?

— Herr Oberst, ich habe nur einen Mann vom Preobraschenski-Regiment eintreten gesehen.

— Bist Du dessen sicher, daß kein Anderer ins Haus gekommen?

— Ich hätte keinen Andern heraufsteigen lassen.

— Dann war es dieser Soldat, der es gewagt hat, meine Uhr zu nehmen. Würdest Du ihn wenigstens wieder erkennen?

— Meiner Treu, nein, Herr Oberst; ich habe eben gegessen und darum nicht genau hingeseht.

— Gut; ich werde selbst die Untersuchung pflegen.

Die Beute einer unsagbaren Wuth sandte der Oberst seinem Regiment den Befehl, sich sofort auf dem Kasernenhofe zum Zwecke einer Revue zu Fuß in zwei Reihen aufzustellen und zwar jeder Mann in der Kleidung, in welcher der Befehl ihn gerade trifft. Die Soldaten eilten sogleich aus den Stu-

ben, der Eine mit dem Waffenrock, der Andere mit der Blouse bekleidet, der Eine mit der Mütze, der Andere mit dem Tschako auf dem Haupte. Alle mußten präsent sein, selbst die Leute vom Dienste, die Wachen, die Ordonnanzen; diese, mit ihren hohen Tschakos, wurden rechts aufgestellt, unter ihnen auch unser Freund Nikolaus Boris.

Zehn Minuten später trat Oberst Fuschkin in den Kasernenhof, sehr stramm in seiner Uniform, die Mütze mit dem rothen Turban tief in die Augen gedrückt. Er sah sehr mürrisch aus; seine Augen funkelten unter den dichten, grauen Augenbrauen; der dicke, steife Backenbart lief mit dem struppigen, weißen Schnurbarte zusammen. Mehr als ein Soldat auf dem Kasernenhofe zitterte und empfahl seine Seele allen Heiligen.

Die Hände hinter dem Rücken gekreuzt, das spanische Rohr unter dem Arme tragend, schritt der Oberst langsam durch die Reihen und schaute diesen prächtigen Soldaten in die Augen, fest überzeugt, daß er, als fermer Physiognomist, den Schuldigen auf den ersten Blick herausfinden würde. Doch bisher hatte Keiner gemüßt; unbeweglich wie steinerne Bilder standen sie da, die Fersen beisammen, die Hand an der Hosennaht und geradeaus vor sich hinschauend.

Der Oberst, der links angefangen hatte, begann an dem Gelingen seines Vorhabens zu verzweifeln. Er war in einer mörderischen Laune und da er den Dieb nicht entdecken konnte, fluchte und wettete er gegen Alles, gegen die Kleidung, den Bart, die Haare, die schlecht aufgenähten Knöpfe, die schlecht gewicksten Stiefel der Soldaten. Die Erinnerung an die schöne Katharina Kabanowa war zerstoßen; in diesem Augenblicke dachte er nur an exemplarische Strafen, Kerker und Verbannung nach Sibirien. Ein Dieb im Preobraschenski-Regiment! in dieser Elite-Truppe soll ein Soldat seinen Befehlshaber bestohlen haben, den Vertreter der Allmacht des Czars! Da ist's ja schon mit Allem zu Ende, mit dem Respekt, der Disciplin, der Hierarchie! Alles geht unter in dem Umsturz, welchen die infamen Nihilisten herbeiführen! Das Ende der Selbstherrschafft, das Ende Rußlands, das Ende der Welt ist gekommen!

Und Alldas, weil der Oberst Fuschkin um seine Uhr gekommen war.

Mittlerweile war der Oberst am rechten Flügel angekommen, wo die Leute vom Dienst aufgestellt waren. Hier fiel ihm plötzlich Nikolaus Boris auf, der erhobenen Hauptes, in strammer Haltung dastand und mit schamloser Reckheit auf dem rothen Brustlatz seines Rockes die famose Uhrkette mit den Anhängseln zur Schau stellte. Der Oberst zog an der Kette und siehe! da kam auch die Uhr zum Vorschein. Der Soldat aber stand unbeweglich da. Der Oberst trat ganz dicht an Nikolaus Boris heran und sagte ihm:

- Du hast eine sehr schöne Uhr und eine prachtvolle Kette.
- Ja, Herr Oberst!
- Wo hast Du sie erworben?
- Bei der Einnahme von Plewna.
- Was sagst Du? brüllte der Oberst.
- Es ist so, Herr Oberst. In dem Augenblicke, als die

Trommeln rasselten, die Hörner erschallten . . . Wir drangen in den Platz ein und es gab eine General-Decharge . . .

Fuschkin schaute betroffen den Soldaten an. Dieser hatte denn Alles gehört, vielleicht auch Alles gesehen? . . . Was

wird die Frau Oberstin sagen, wenn sie von den strategischen Evolutionen ihres Herrn und Gebieters mit der Zofe Katharina Kabanowa hört? Was wird der General Fürst Kalinoff sagen, wenn ein Skandal herauskommt? Und was wird Se. Majestät der Kaiser sagen?

Diese Erwägungen machten den Obersten sanft wie ein Lamm.

— Du bist ein wackerer Bursche, sagte er zu Nikolaus Boris, — und Du magst die Uhr behalten, die Du wohl verdient hast. Zur Erinnerung an den glorreichen Tag von Plewna erenne ich Dich zum Korporal.

### Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Ihr Jungfern macht euch nicht so rar; es wird kein Jakob mehr gefunden.

Wer dient um — Eine sieben Jahr' — Ich thät's für Zwei nicht sieben Stunden.

M. Richer.

\*

Die Frauen erkennen schon mit vierzehn Jahren ihren Beruf, um ihn merkwürdigerweise noch mit vierzig Jahren zu verkennen.

A. Weis Bulka.

\*

Alles hat das weibliche Geschlecht  
Gegen sich: Gewalt, Gesetz und Recht,  
Dennoch können wir die Frauen  
Stets als Herrscherinnen schauen,  
Ein Beweis für jene Macht,  
Womit sie die Natur bedacht.

Castelli.

\*

Zwei süße Gifte hat des Menschen Leib:  
Eins ist ein guter Wein, das andere ein schönes Weib.

Wallach. Sprichwort.

\*

Wer kennt den Vers nicht des Gedichts:  
Des Weibes „Nein“ bedeutet Nichts?

Shakespeare.

\*

Ich will lieber mit dem erzürnten Nordwinde, mit den erzürnten Elementen, mit der rebellischen Natur streiten, als mit einem erzürnten Weibe.

LaFontaine.

\*

Geschmeide macht selbst die Sprödeste geschmeidig.

J. Trojan.

\*

Das Weib kann aus dem Haus mehr in der Schürze tragen, Als je einfahren kann der Mann im Erntewagen.

Rückert.

\*

Das Leben der Frau kann in drei Abschnitte eingetheilt werden; sie träumen die Liebe — sie üben die Liebe — sie bedauern die Liebe.

u. S.

\*

Sein Kreuz soll Jeder auf sich nehmen? —

Wie wenig Frauen da zu Fuße kämen!!

Saug.



## Die Kahnpartie.

Von Mat. F. Tausch.

### I.

In hübsches, kaum achtzehnjähriges Mädchen saß an einem Sommertage auf der lustigen Veranda einer Villa. Ihre Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf der Gestalt eines jungen, schlankgewachsenen Mannes, welcher unfern von ihr am Geländer lehnte und nach dem nahen Flusse hinüberblickte.

„Dieses Mal wirst Du mir meine Bitte bezüglich der Kahnfahrt gewiß nicht abschlagen, liebe Emma!“ sprach der junge Mann sich unwendend und an das Mädchen herantretend. „Das Wetter ist schön, der Wasserstand niedrig und meine Zolle neu hergerichtet. — Ich wüßte nichts, was Dich von der Partie abhalten sollte?“

„Die Mama würde darüber ungehalten sein, lieber Wilhelm,“ sprach Emma traurig. „Uebrigens will ich Dir gestehen, daß meine Eltern in letzter Zeit merklich kühler von Dir sprechen und Deine Bewerbungen um meine Hand nicht mehr mit dem früheren Wohlwollen unterstützen. Einige Deiner leichtfertigen Streiche sind dem Papa wieder zu Ohren gekommen und wahrscheinlich wird er Dich bei dem nächsten Zusammentreffen über Deine Aufführung zur Rede stellen. Du weißt, wie streng Papa ist!“

„Du hast Recht, liebe Freundin,“ erwiderte Wilhelm unmutig; „ich selbst habe bereits eine gewisse Kälte in den Beziehungen Deiner Eltern zu mir wahrgenommen und Doktor Scholz, den Dein Vater wiederholt eingeladen hat, macht Dir jetzt in auffallender Weise den Hof.“

„Du bist überzeugt, wie sehr ich Dich liebe, mein theurer Wilhelm!“ sagte Emma herzlich, indem sie ihm ihre rosigen Lippen zum Kusse bot. „Niemand soll mich zwingen, von Dir zu lassen! Zum Beweise dessen bin ich bereit, die Kahnpartie mit Dir zu unternehmen.“

Damit verließen die Beiden die Veranda und Emma trat in das Innere der Villa, um ihren Strohhut zu holen. Der junge Mann durchschritt den geräumigen, kunstvoll angelegten Garten und öffnete eine kleine Gitterthüre, von welcher einige Granitstufen zum Flusse hinabführten. Eine leichte, zierliche Zolle schaukelte sich unterhalb der Treppe auf den Wellen und alsbald traf Wilhelm die Vorbereitungen zur Abfahrt.

Wilhelm Bohnau war ein im fernem Grade Verwandter des Baurathes Kunze und hatte einige seiner Studienjahre im Hause des Letzteren zugebracht. Während dieser Zeit war es ihm gelungen, die Neigung der ältesten Tochter des Baurathes zu gewinnen und man hatte sich daran gewöhnt, die Beiden als ein zukünftiges Ehepaar zu betrachten.

Wilhelm hatte sich der Dekonomie gewidmet und vor einem halben Jahre seine Prüfungen mit ziemlich gutem Erfolge abgelegt; gegenwärtig schien er aber nicht geneigt zu sein, seine Kenntnisse praktisch zu verwerthen und in seinem Leichtsinne hatte er bereits zweimal die ihm angetragenen Dienstposten ausgeschlagen. Dieses Betragen verstimmte den Baurath und eben an diesem Morgen hatte er deshalb eine Auseinandersetzung mit Wilhelm gehabt. — — — — —

Der junge Mann war gerade damit beschäftigt, die Ruder in die Gabeln einzulegen, als Emma auf der Treppe erschien und leichtfüßig die Stufen hinunterhüpfte. Während Wilhelm die Kette löste, nahm das Mädchen seinen Platz am Steuer ein und bald fuhr die Zolle, von den kräftigen Ruderschlägen Wilhelms getrieben, über die leichtgekräufelte Wasserfläche dahin.

Das Angesicht Emmas strahlte vor Vergnügen und auch Wilhelm schien seinen Verdruß vergessen zu haben. Wie stolz war er darauf, vor den Augen des geliebten Mädchens seine Geschicklichkeit zeigen zu können, für welche er schon einige Male bei den Preiswettfahrten der Ruderclubs ausgezeichnet worden war.

Nach einer halben Stunde hatte die Zolle eine tüchtige Strecke stromaufwärts zurückgelegt. Der Fluß theilte sich jetzt in mehrere Arme und bildete so einige flache, mit niedrigem Gesträuche bewachsene Inseln.

„Wie wäre es, liebe Emma,“ fragte Wilhelm, „wenn wir die Roseninsel besuchen würden? Es ist gerade ein Jahr her, daß ich Dir an diesem anmuthigen Orte das Geständniß meiner Liebe ablegte und seit jener Zeit ist die Insel das einzige Ziel meiner Ausflüge gewesen. — Halte das Steuer ein wenig nach rechts!“

Erröthend befolgte das schöne Mädchen diese Weisung und nach einigen Augenblicken fuhr die Zolle mit leisem Knirschen auf den Sand. Rasch verließ Wilhelm seinen Sitz, zog das Fahrzeug noch höher auf das Ufer und half seiner Begleiterin beim Aussteigen.

„Bei meinem letzten Besuche auf der Insel habe ich einen bequemen Ruheplatz für Dich hergerichtet,“ sprach Wilhelm zärtlich. „Du kannst Dir kein stilleres, lauschigeres Plätzchen denken, geliebte Emma.“

Arm in Arm schritten die beiden Liebenden nach der Südspitze der Insel und nahmen dicht neben einander auf dem kleinen, von Wilhelm errichteten Rasensitze Platz. Unter süßem Liebesgeplauder verging ihnen die Zeit wie im Fluge. — Die Schatten des Abends hatten sich herabgesenkt und ein Nebelschleier begann sich über dem Flußbette auszubreiten. Der letzte Dampfer fuhr mit lautem Geräusche stromabwärts; ein sprühender Funkenregen entstieg dem rufigen Schlothe und die mächtigen Schaufelräder peitschten die Fluthen auf, daß die Wellen sich schäumend an den Uferdämmen und Inseln brachen.

Der Wellenschlag wurde allmählig ruhiger, die Luft kühler und frischer.

Endlich mahnte Emma zum Aufbruche. „Wir haben uns zu lange aufgehalten, lieber Wilhelm,“ sprach sie mit leisem Vorwurfe. „Du hättest rechtzeitig an die Rückfahrt denken sollen. Zudem wird Dich die Verantwortung für unser Ausbleiben treffen. Wir wollen uns beeilen!“

Sie erreichten alsbald die Stelle, wo sie die Zolle zurückgelassen hatten. Ein Angstruf ertönte fast gleichzeitig von ihren Lippen, denn so weit sie in der Dunkelheit das Ufer zu überblicken vermochten, entdeckten sie keine Spur von der Zolle. Wahrscheinlich hatten die anprallenden Wellen das leichte Fahrzeug gehoben und mit der Strömung fortgeführt.

„Um Gottes Willen! Wir werden die ganze Nacht hier zubringen müssen!“ jammerte Emma. „Hätte ich doch Deinen Bitten kein Gehör geschenkt!“

Der junge Mann versuchte es, die Weinende zu beruhigen. „Es ist möglich, daß ein Fischer mit seinem Rahne in die Nähe der Insel kommt, oder daß ein Floß hier vorüberfährt. Wir wollen uns noch eine Stunde gedulden. Naht bis dahin keine Hilfe, so will ich schwimmend das Land zu erreichen suchen . . .“

„Nein! Nein!“ rief Emma heftig aus. „Ich lasse Dich nicht von meiner Seite! Bedenke, das kalte Wasser und die große Entfernung bis zum Ufer. Du würdest gewiß ertrinken!“

Sie ließen sich am Ufer nieder und schmiegten sich eng aneinander. — — — — —

## II.

In der Villa des Baurathes hatte sich eine kleine, meist aus Mitgliedern der Familie bestehende Gesellschaft um den Abendtisch versammelt.

„Wo nur unsere Emma heute bleibt?“ sprach die Bauräthin mit leichter Unruhe zu ihrem Gemahl. „Du solltest doch nachsehen, lieber Gustav!“

Der Baurath erhob sich schweigend vom Tische und verließ das Speisezimmer. Nach fünf Minuten trat er abermals herein. Seine Stirne war in ernste Falten gezogen.

„Nach der Aussage des Gärtners ist Emma am Nachmittage mit Wilhelm in dessen Zolle ausgefahren,“ erzählte er mit verhaltenem Grimme. „Dieser Liebeleil muß ein Ende gemacht werden und je früher, desto besser. Ich habe dem leichtsinnigen Schlingel heute meine Meinung gesagt und mir seine weiteren Besuche verboten und siehe da, der Bursche kommt wieder. Und Emma will ich den Starrkopf schon zurechtsetzen!“

Unter peinlichem Stillschweigen wurde das Abendessen eingenommen. Nach demselben zündete sich der Baurath eine Zigarre an und durchmaß mit lebhaften Schritten das Speisezimmer. Die Rätthin saß mit einer Handarbeit beschäftigt in der Nähe der Fensters und blickte jeden Augenblick verstohlen nach der großen Pendeluhr, deren Zeiger mit peinlicher Genauigkeit von Minute zu Minute vorwärts rückten. — Es ist bald zehn Uhr.

Im Garten werden Stimmen laut und zwei Personen kommen die Treppe heraufgeschritten.

„Gottlob! da sind sie!“ Die Bauräthin athmet erleichtert auf. Doch nein! In der Thüre erscheint der Gärtner mit einem Stromaufseher. „Es muß ein Unglück geschehen sein, Herr Baurath!“ berichtet der Letztere hastig. „Gegen Abend sah

ich das gnädige Fräulein mit Herrn Bohnau den Fluß hinauffahren und vor zehn Minuten habe ich seine mit der Strömung forttreibende, halb mit Wasser angefüllte Zolle aufgefangen. — Einige meiner Leute suchen bereits die Verunglückten.“

„Deine Härte hat die Beiden in den Tod getrieben!“ kreischt die Rätthin auf, dann verliert sie das Bewußtsein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entsteht im Hause. Einige Bedienstete sind bemüht, die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein zu bringen; andere, an ihrer Spitze der Baurath, eilen zum Flusse hinunter. Vielleicht sind sie noch zu retten!

Breller Fackelschein durchdringt das Dunkel der Nacht und einige entschlossene Männer, mit langen Stangen und Haken versehen, springen in die bereitstehenden Rähne, welche rasch vom Ufer abstoßen. Der Baurath befindet sich in dem großen Boote des Stromaufsehers und bietet eine ansehnliche Summe zur Belohnung für die Rettung der Vermißten. Nach der Anleitung des Stromaufsehers bewegen sich die Boote in einer Linie langsam gegen die Strömung. Raslos durchsuchen die Männer das Flußbett, aufmerksam betrachten sie jeden vorbeischwimmenden Gegenstand, jedoch immer ohne Erfolg.

Eine Stunde ist vergangen. Regungslos und stumm sitzt der Baurath im Boote. Auf seinem Antlitze ruht ein Zug dumpfer Verzweiflung. Er hat jede Hoffnung aufgegeben. Mit welcher Nachricht soll er zu seiner Gattin zurückkehren? Wird sie diesen Schicksalsschlag überleben?

Und die Wellen eilen und rauschen vorüber, als wollten sie sagen: Komm' hinab, Du alter, unglücklicher Vater! Hier findest Du Viderung für Dein Leid!

Der Stromaufseher ist im Begriffe, die Boote wenden zu lassen; er will seine Nachforschungen weiter flußabwärts fortsetzen. In diesem Augenblicke erschallt von der linken Uferseite her ein lautes Hallo! Die Männer im letzten Rahne sind damit beschäftigt, einen menschlichen Körper aus dem Wasser zu ziehen. — Siligt kommen die anderen Boote herangerudert.

## III.

Trotz der sie beherrschenden Unruhe ist Emma in den Armen Wilhelms endlich eingeschlummert. Einen Augenblick noch ergibt sich der junge Mann dem ganzen Zauber des Alleinseins mit seiner Geliebten, dann beschließt er zu handeln.

Vorsichtig verläßt er die holde Schläferin und schreitet leise zum Flusse hinunter. Rasch hat er sich seiner leichten Sommerkleidung entledigt und muthig wadet er bis an die Brust ins Wasser. Einige kräftige Schwimmtempi und er befindet sich in der Mitte des Flusses, wo er sich willig von der Strömung forttreiben läßt. In zehn Minuten muß er an einer Ueberfuhr vorbeikommen; dort wird es ihm leicht gelingen, einen Kahn aufzutreiben, mit welchem er dann seine Emma von der Insel abholen wird. — Auf welche Weise soll er dann das Mädchen in die Villa zurückbringen? Wie soll er sie vor dem Zorne ihres Vaters schützen? Nur muthig vorwärts! Es muß Alles gelingen!

Noch eine Krümmung des Flusses und er hat die Ueberfuhr erreicht.

Plötzlich erblickt Wilhelm vor sich auf der Wasserfläche einen hellen Feuerschein. Fünf Rähne bewegen sich in gleichen

Intervallen von einander entfernt, langsam flußaufwärts. Die Bemannung ist mit Fackeln ausgerüstet.

„Das sind Fischer, welche ihre Netze auswerfen,“ denkt Wilhelm erfreut. „Ich treffe ganz gewiß einen Bekannten unter ihnen, der mir gegen eine angemessene Vergütung sein Fahrzeug überlassen wird. Jener kleinere Kahn wäre für meinen Zweck gerade passend.“

Nach einiger Anstrengung gelingt es Wilhelm, sich aus der Strömung herauszuarbeiten, dann schwimmt er in schräger Richtung gegen das linke Ufer. Als bald befindet er sich im Bereiche des letzten Kahnes. Einige Männer bemerken beim Fackelscheine den Schwimmenden und erheben ein lautes Geschrei. Mehrere Ruder und Stangen werden Wilhelm entgegen gehalten und einen Augenblick darauf fühlt er sich von nervigen Händen ergriffen, welche ihn aus dem Wasser ziehen und etwas unsanft auf den Boden des Kahnes niederlegen.

„Man muß ihn auf den Kopf stellen,“ hört er einen der Männer sagen, „er zeigt noch Spuren von Leben.“

„Mich auf den Kopf stellen?“ schreit Wilhelm ergrimmt. „Lasset mich los! — Was soll der Spektakel?“

Die anderen vier Boote sind unterdessen herangerudert. „Es ist Herr Bohnau, den wir aufgefangen haben!“ tönt es dem Baurath entgegen. „Der junge Herr lebt noch und ist bei vollem Bewußtsein.“

„Unglücklicher! Du hast meine Tochter gemordet!“ ruft der Baurath in höchster Aufregung und will in den andern Kahn hinüberspringen.

„Was? — Ich hätte Ihre Tochter ermordet?“ fragt Wilhelm verwundert, indem er an dem Verstande des alten Herrn zu zweifeln beginnt. „Emma befindet sich beim besten Wohlsein und wird im schlimmsten Falle mit einem Schnupfen davonkommen.“

„Sie lebt? — So rede doch, Teufelsjunge! — Wo ist mein Kind?“

„Ich mußte Emma auf der Roseninsel zurücklassen, da uns durch einen Zufall die Zolle abhanden kam,“ erwidert Wilhelm. „Ich war eben daran an's Ufer zu schwimmen, um mir ein anderes Fahrzeug zu verschaffen.“

Nach kurzer Zeit landen zwei Boote bei der Roseninsel. Der Baurath springt der Erste an's Land und auf seine lauten Rufe antwortet ihm eine weibliche Stimme.

Einen Augenblick darauf hält er seine Tochter in den Armen. Seine väterliche Zärtlichkeit überwiegt jedes andere Gefühl, so daß Emma mit einigen sanften Vorwürfen davonkommt.

Hinter einem Gebüsch ist Wilhelm damit beschäftigt, seine zurückgelassenen Kleider wieder anzuziehen. Dann flüstert er einige Worte in das Ohr des Bootführers und steigt vorsichtig in den zweiten Kahn. Von den Anderen unbemerkt entfernt sich das Fahrzeug mit leisen Ruderschlägen von der Insel.

\* \* \*

Am nächsten Morgen hatte Wilhelm die Sommerfrische verlassen und einen Posten auf dem Gute des Grafen J. angetreten. Der weitere Verkehr der Liebenden beschränkte sich auf einen geheimen Briefwechsel. Der Baurath grollte noch immer und wies alle Annäherungsversuche des jungen Mannes zurück.

Doch jählings wurde der alte Herr gefügiger; er selbst betrieb jetzt die Vorbereitungen zur Trauung, welche nach einem halben Jahre in der kleinen Ortskirche in aller Stille stattfand.

Und warum die rasche Wandlung? Der Traum auf der Roseninsel hatte sich vorzeitig verwirklicht. Emma hatte sich da einen ausgiebigen Schnupfen geholt, den nur Gott Hymen kuriren konnte.

## Caviar-Schnitten.

H ö f l i c h.

Auf der Eisenbahn bei zehn Grad Kälte.

Ein Herr wendet sich an eine ihm gegenüber sitzende Dame.

— Sie scheinen durch die Kälte viel zu leiden, Madame?

— Oh sehr . . . besonders an den Händen.

— Wenn Sie sie vielleicht in meine Taschen stecken wollten . . .

\*

C h e l e b e n.

Herr N. steht im Begriffe, eine junge Wittve zum Traualtar zu führen und theilt sein Vorhaben einem seiner Freunde mit.

— Eine Wittve willst Du zur Frau nehmen? ruft der Freund; — Das ist lächerlich!

— Was ist da lächerlich?

— Wenn man schon im Buche der Liebe lesen will, so schlage man es nicht in der Mitte auf, sondern fange auf dem ersten Blatte an!

\*

B e r s t r e u t.

Im Café Bauer bezahlt ein Schlaukopf seinen Grog und erhebt sich vom Tische, um das Lokal zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit nimmt er eine in Gold gefaßte Brille an sich, die ein Nachbar auf den Tisch hingelegt hatte.

— He, mein Herr! ruft der Nachbar, — Sie nehmen meine Brille mit! . . .

— Oh Pardon! sagt der Andere, — ich glaubte, es wäre mein Regenschirm.

\*

E i n e s p a r s a m e H a u s w i r t h i n.

Frau Müller ist heute frühzeitig ausgegangen und hat den ganzen Tag in den Kaufläden gesteckt. Als sie endlich heimkommt, klagt sie ihrem Gatten, daß sie schier Hungers sterbe.

— Wärest Du doch bei Kränzler eingekehrt, sagt der Mann zärtlich, — um einen Bissen zu essen.

— Ach nein, ich wollte nicht unnützer Weise Geld ausgeben.

— Hast Du wenigstens bekommen, was Du kaufen wolltest?

— Ich denke ja: ich habe zwei reizende Hüte gekauft, den einen zu 40, den andern zu 50 Mark. Halb geschenkt!

\*

V o r d e m P o l i z e i r i c h t e r.

— Jost, waren Sie schon einmal verurtheilt?

— Nee, Herr Gerichtshof; aberst ich war zweimal verheirathet und bin doch pardonnirt worden.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Ich bin Sie nämlich jetzt ein definitiver Wittwer.



**Monolog einer Enttäuschten.** Er schläft schon wieder . . . er schläft immer . . . und im Schlafe wachsen die Hörner . . .

## Provinziale Neugierde.

Von Armand Silvestre.

I.

Das alte Schloß Derer von Keloac Kornaubec hatte seit den Zeiten der Revolution seine Besitzer nicht mehr gesehen. Der Sorge eines Verwalters überlassen und in einer Art Wüstenei gelegen erhielt es nur selten Besuch, höchstens wenn ein phantastischer Tourist kam, um im Schatten der Schloßmauern auszuruhen. Seine wenigen Insassen abgerechnet, interessirte sich für das Schloß nur ein alter Gelehrter, der im nahen Dorfe wohnte und hier — allerdings nur platonisch — das Metier eines Baumeisters ausübte. Dieser Mann hieß Petronius und war kein gewöhnlicher Mensch; er war aus der Bretagne gekommen, man wußte nicht mehr wann, und würde sicherlich für einen Zauberer gegolten haben, wäre nicht seine musterhafte Frömmigkeit und seine Freundschaft zu dem Ortspfarrer Lohic bekannt gewesen.

Dieser Petronius, in den egyptischen Alterthümern wohl unterrichtet, hatte die Entdeckung gemacht, daß das Schloß Keloac Kornaubec nach Osten gelegen war, wie einst die berühmte Memnonsäule, die bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Landschaft mit den Klängen einer harmonischen Musik erfüllte. Da er überdies den Kniff entdeckt hatte, mittelst dessen die alten Priester dieses Wunder zustande brachten, hatte er hundertmal wiederholt, daß nichts leichter wäre, als eine ganz ähnliche Vorrichtung im gräßlichen Schlosse aufzustellen. Er hatte zu diesem Zwecke eine Art helltönenden Kessel erdnen, welcher in jedem beliebigen Zimmer angebracht werden konnte und die merkwürdige Eigenschaft besaß, das geringste Geräusch  $151\frac{1}{2}$ mal zu vergrößern.

— Alter Narr! sagte der gute Abbé Lohic, und lachte, daß ihm die Thränen rannen, wenn der Andere ihm diese Geschichten erzählte.

— Dieser Zweifler! erwiderte darauf der Gelehrte, indem er dem Pfarrer sanft auf das Bäuchlein schlug.

Und sie unterbrachen ihre Piquet-Partie, um mit ihren Aepfelmostkrügen anzustoßen, wie es bei den braven Leuten jener Gegend Sitte ist.

## II.

Eines Tages erhielt der Schloßverwalter Joël einen Brief, welchen er sogleich dem Schulmeister Festinard brachte, weil er selbst nur Gedrucktes lesen konnte. Festinard sattelte seine große Nase mit seiner Brille, schneuzte sich heftig, spie nach rechts und links aus und begann mit der Wichtigkeit eines Mannes, der da weiß, daß er die Lage beherrscht, folgendermaßen zu lesen:

„Mein Herr Verwalter!

Da ich am dreißigsten Tage dieses Monats eine Gemahlin nehme und den Wunsch hege, die erste Woche meines Ehestandes auf meinen Gütern zu verleben, bitte ich Sie, die Gemächer meiner Ahnen in Stand setzen zu lassen, auf daß ich mich daselbst in geziemender Weise einrichten könne. Neben dem Gemache, wo Sie das Brautbett aufschlagen, werden Sie auf der einen Seite ein Toilette-Zimmer, auf der anderen Seite ein Boudoir einrichten, wo die Frau Gräfin, die eine leidenschaftliche Musikliebhaberin ist, schon am Morgen ihr Piano studiren kann. Ich werde Ihnen mittelst Frachtgutsendung alle jene Möbel zugehen lassen, die ich für einen so kurzen Aufenthalt auf meinem Schlosse für nöthig erachte. Zudem ich auf Ihren Eifer und auf Ihre bewährte Ergebenheit für meine Familie zähle, reiche ich Ihnen, Herr Verwalter, die Spitzen meiner Finger zum Kusse.

Gräfin Bertrand von Keloac-Kornaubec.“

— Ein sehr schöner Styl! meinte Festinard, indem er den Brief zusammenfaltete.

— Ich habe mein Plänchen, sagte Petronius, indem er mit seinen dünnen Fingern klapperte.

— Ein glückliches Ereigniß für meine Armen, bemerkte der gute Pfarrer Lohic, indem er sich den Bauch streichelte.

— Endlich werde ich eine Pariserin sehen! schloß Dinah, das Weib des Schloßverwalters.

Joël der Verwalter hatte nichts gesagt, aber er schlug sich an die Stirne, wie Einer, der sich der Wichtigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt ist.

## III.

In seiner Eigenschaft eines Baumeisters wurde Petronius mit der inneren Instandsetzung der Wohnräume betraut. Er wählte das schönste Zimmer, um daselbst den Tempel zu errichten, wo die junge Gräfin — wie der Schulmeister Festinard sich elegant ausdrückte — „ihre Keuschheit auf dem Altar der Liebe opfern sollte.“ Bei diesem prächtigen Zimmer, das in der guten, alten Feudalzeit eine Folterkammer gewesen, gab es, ganz nach Wunsch, rechts und links je ein Seitengemach, welche gleich dem mittleren, ebenfalls eine östliche Lage hatten. Petronius wählte sogleich das linksseitige als Toilette-Zimmer und bestimmte das rechts gelegene zum Boudoir, wo die Frau Gräfin Musik treiben sollte. Hier brachte er auch die von ihm erfundene Vorrichtung an, welche die Kraft aller Töne hundertundfünzigfach verstärkte. — Welch' eine angenehme Ueberraschung, dachte er, wird Das für die Frau

Gräfin und für das ganze Landvolk ringsumher sein, wenn der erste Akkord, den sie auf dem Piano anschlagen wird, in ihren Ohren wie Geschützdonner widerhallen und alles Gethier auf drei Meilen in der Runde in die Flucht jagen wird. Wenn sie sich erst daran gewöhnt haben wird, werden die leisesten Musikstücke wahre Feste für die ganze Landschaft sein und man wird ohne Zweifel aus den entferntesten Gegenden der Welt herbeipilgern, um dieses wiedererstandene Wunder der alten Welt anzustaunen.

Mittlerweile waren riesige Kisten eingetroffen, welche die angekündigten Möbel brachten, eine durchaus pariserische Einrichtung: Spinde mit Spiegelthüren; einen langen Flügel mit einem leierförmigen Pedal und all' den bekannten Kram. Der Herr Graf war im Grunde ein rechter Spießbürger; ihm fehlte augenscheinlich der aristokratische Styl. Indes wurde jedes Stück an seinen Platz gebracht, mit Ausnahme eines Gegenstandes, dessen zweifelhafte Bestimmung einen wahrhaften Ministerrath nöthig machte.

## IV.

Es war ein auf vier Füßen ruhendes Ding aus Mahagoniholz; hob man den Deckel ab, so hatte man ein mit weißem Email ausgelegtes Becken vor sich, das beiläufig die Form und die Größe einer Gitarre hatte.

— Das ist ein hölzernes Pferdchen für Kinder, sagte der Schulmeister Festinard.

Doch der Abbé Lohic zuckte verächtlich mit den Schultern.

— Das ist ganz einfach eine Fischschüssel für festliche Gelegenheiten, versicherte er. Vier Diener tragen sie bei den vier Beinen herbei und stellen sie auf die Festtafel.

— Nein, ein Seifbecken beim Rasiren für den Herrn Grafen, entgegnete Joël mit Ueberzeugung.

— Ihr Alle seid Unwissende, schloß Petronius feierlich. Dieses Ding ist, wie schon die äußere Form zeigt, ein Saiten-Instrument aus der großen Familie der Geigen und Violoncelle. Obgleich ich die Bämpfen zur Befestigung der Saiten nicht sehe, bin ich überzeugt, daß dieselben nach der Länge angebracht werden müssen. Ich werde denn auch diese vierbeinige Laute nach dem Musikzimmer der Gräfin schaffen lassen.

Vor der unbestrittenen Autorität des Baumeisters beugte sich alle Welt und es geschah, wie er gesagt hatte.

Allein, als der Graf eintraf, warf er zum Erstaunen seiner Vasallen alle Verfügungen über den Haufen.

— Das ist blöb! rief er. Ich will das Toilette-Zimmer rechts und das Musikzimmer links haben.

Es gibt schon solche Leute, die, bloß um den Gebieter hervorzukehren, den Lauf der Sterne ändern möchten, wenn ihnen diese nicht — etwas zu hoch wären.

— Das ist Schade, dachte der arme Petronius; alle Mühe, die ich mir gegeben habe, um das Wunder der Memnonssäule zu erneuern, ist nun verloren. Wozu wäre es auch gut, in einem Toilette-Zimmer die Töne hundertundfünzigfach zu verstärken?

Da der Herr Graf augenscheinlich keinen Spaß verstand, beeilte man sich, den Umzug zu bewerkstelligen, indem man die Möbel des linksseitigen Zimmers nach dem rechtsseitigen schaffte

und umgekehrt. Als jedoch an jenen Gegenstand die Reihe kam, dessen räthselhafte Bestimmung der Umgebung des Grafen so viel Kopfzerbrechen verursacht hatte, befahl dieser, daß man es belasse, wo es war, d. h. in dem neuen Toilette-Zimmer.

— Er ist ein Esel, der nichts damit anzufangen weiß, brummte Petronius.

— Ich sagte Euch doch, es sei ein Seifbecken, triumphirte Joël.

— Nein, nein, ein Fußbad ist's für die Gräfin; Das ist nun klar! versicherte Dinah.

— Essen sie denn schon zu ihrem Frühstück Fische? fragte sich der Pfarrer nachdenklich.

— Ich bleibe dabei, daß es für die Kinder ist, die da kommen werden, schloß der Schulmeister Festinaud.

V.

Die Morgenröthe hatte mit rosigem Fingern dem Tage die Thüre geöffnet, daß goldiges Licht über die Erde sich ergoß. Das Wetter war herrlich, die Luft so ruhig, daß man kein Blatt säuseln, keinen Käfer summen hörte. Groß war daher die Ueberraschung und Verwirrung der Thiere und Menschen in der Landschaft, als plötzlich ein orkanartiges Getöse die Landschaft ringsumher erfüllte, um sogleich wieder zu verstummen, ohne eine Aenderung in der Luft herbeizuführen. Alle Weiber waren erschreckt in die Kniee gesunken und hatten die Hände zum Gebet gefaltet, während die Männer rasch nach ihren Hüten griffen, weil sie fürchteten, der Sturmwind könnte sie der Kopfbedeckung berauben.

Wer eine Minute später das Schloß betreten haben würde, hätte sehen können, wie der Graf mit wüthender Miene und geballten Fäusten durch seine Gemächer rennt, während die Gräfin, roth wie eine Klatzrose und die Augen voll Thränen, sich auf einem Divan wälzte, als würden Scham und Verzweiflung sie zu Boden drücken.

Petronius, der sogleich ein Wunder seiner Zauberbüchse gewittert hatte, war auf das Schloß geeilt, um Näheres zu hören. Hier empfing ihn Dinah, die ihn mit geheimnißvoller Miene in einen Winkel zog.

— Ich weiß nunmehr! . . . rief sie mit dem freudigen Ausdrucke befriedigter Neugierde.

— Wie? Sie wissen?

— Ja; ich hatte mich hinter einem Thürvorhang verborgen, um zu belauschen, was zwischen dem Grafen und der Gräfin geschehen würde.

— Ei, das ist nett! Nun, was weiter?

— Das Ding mit den vier Füßen . . .

— Nun?

— Sie hatten Recht: es ist ein Musik-Instrument.

— Sagte ich's doch!

— Sie hatten aber auch Unrecht.

— Wie denn?

— Es ist nämlich ein Blas-Instrument!



Verschnappt.

In alter Ehemann saß an dem Bettchen  
Und schaute schweigend sich den Säugling an.  
Da rief sein junges Weib: „Was schaust Du  
Nettchen  
So prüfend in's Gesichtchen, lieber Mann?“

„Ich suche in demselben meine Büge!“  
Sprach trocken darauf und gelassen er.  
Sie lachte laut und schaukelte die Wiege:  
„Du Alterchen! Wo kämen die nur her?“

Max Klose.



Gerichtshalle.

Lea's Klöbe.

Josephine Virginie Mouchardart, auch Lea Golddrachen genannt, ist ein sauberes Mädel von 22 Jahren. Einer der beliebtesten Sterne der Tangel-Tangel dritter Kategorie, wo sie nur in Tricots singt, weil ihre Beine weit mehr Wirkung machen, als ihre Stimme.

Die dicke Lea ist beinzichtigt, auf dem Gebiete der Gemeinde Mailly-sur-Marne sich gegen die öffentliche Sittlichkeit vergangen zu haben.

Der Flurschütz Isidor Boidru, der eigens nach Paris gekommen, hat auf die üblichen einleitenden Fragen geantwortet und den Zeugeneid geleistet; dann macht er seine Aussagen in solchen Ausdrücken, welche er des ernstesten Ortes würdig zu gestalten augenscheinlich bemüht ist.

Der Zeuge. Am zwölften September vorigen Monats, als ich eben meine nächtliche Wochenrunde machte . . .

Der Präsident. Wie spät war es da?

Der Zeuge. Beiläufig zehn Uhr Morgens . . . Als ich nun, wie gesagt, meine täglich wiederkehrende nächtliche Wochenrunde machte, trat ich einen Augenblick in die Schänke zum „großen Christoph“ ein, um da ein Gläschen Bittern hinter die Kravate zu gießen, weil ich etwas Leibscherzen verspürte, als ich hiebei von dem Gemeindevorsteher gestört ward, der nicht weniger denn dreihundertundsiebzehn Stück Vieh, darunter sechs Stiere . . .

Der Präsident. Kommen Sie zur Sache!

Der Zeuge. Jawohl, Herr Präsident! Also, sechs Stiere. Der Hirte sagte mir denn: „Hör' mal, Isidor! sagte er; da hinter dem Gemeinde-Waschplatz gäbe es eine Uebertretung festzustellen. Ein sakrisches Stück Frauenzimmer! Welch' eine Körperlichkeit!

Die Angeklagte (zimperlisch). Will das Gericht mich beschimpfen lassen?

Der Präsident. Unterbrechen Sie uns nicht! Und Sie, Zeuge, kommen Sie endlich zur Sache!

Der Zeuge. Jawohl, Herr Präsident . . . Ich muß dem hohen Gerichtshof zur gütigen Kenntniß mittheilen, daß der Herr Bürgermeister zu Beginn des Sommers einen Befehl des Herrn Präfekten erhalten hat, welchen ich selbst unter Trompetenschall an die Mauern angeschlagen und verkündet habe und laut welchem es verboten ist, im Gebiete der Gemeinde zu baden, ohne seine Scham zu bedecken, besonders an dem Orte, wo die Weiber ihre Wäsche waschen und das Gethier reinigen, sündemalen es in der Gemeinde Waisennädchen gibt . . .

Der Präsident. Zur Sache, zur Sache!

Der Zeuge. Jawohl, Herr Präsident . . . Ich begab mich denn allein auf den Viehtriebweg, welcher mit einer Krümmung nach dem bezeichneten Orte führt. Ich schleiche heran und bleibe schier versteinert stehen bei dem Anblicke einer Person, die ich an ihrem Geschlechte sogleich als ein Frauenzimmer erkenne. Die Person war skandalös bekleidet, sozusagen wie die berühmte Venus von Makkabäus . . .

Der Präsident. Sie wollen sagen, daß sie in einem Zustande völliger Nacktheit war?

Der Zeuge. Jawohl, Herr Präsident. Mit Ausnahme ihrer Ohrgehänge hatte sie nichts am Leibe. Anfänglich wollte ich die Flucht ergreifen; doch erinnerte ich mich noch rechtzeitig meines Amtes, überwand meinen Widerwillen und umzirkelte sie.

Der Präsident. Was wollen Sie damit sagen?

Der Zeuge. Ich beschrieb einen Zirkel und faßte sie. (Heiterkeit im Auditorium.)

Der Präsident (zur Angeklagten). Geben Sie diese Thatsache zu?

Angeklagte. Ich kann sie nicht in Abrede stellen; doch möchte ich bemerken . . .

Der Präsident. Sie kommen später zu Worte. Zeuge, fahren Sie fort!

Der Zeuge. Jawohl, Herr Präsident. Da nahm ich meine Platte hervor, um mein Amt ersichtlich zu machen und sprach: „Im Namen des Gesetzes, Madame, bekleiden Sie sich mit Ihrer Gewandung. Sie dürfen hier nicht unbekleidet baden.“

— „Ja, Du hast leicht reden“ antwortete sie mir, indem sie mich duzte, wie eine schamlose Person; — „Du hast leicht reden; siehst Du denn nicht meine Verlegenheit?“ — „Jawohl, ich sehe“ — erwiderte ich — „wenngleich das Ding bei uns nicht gerade „die Verlegenheit“ genannt wird. Immerhin müssen Sie es sogleich verhüllen, hören Sie? Wo haben Sie Ihre Röcke? Und wie kommt es, daß Sie sich in solch' schamloser Bekleidung befinden, daß ich als Mann vom starken Geschlechte die Augen niederschlagen muß?“ . . .

Die Angeklagte. Ist's erlaubt?

Der Präsident. Sogleich.

Der Zeuge. Da sagte die Dame: „Flurschütz, Du bist ein guter Kerl und wirst Mitleid haben mit dem Unglück einer lyrischen Artistin, die soeben schmählich betrogen und bestohlen worden.“ Sodann erklärte sie mir, daß sie am vorhergehenden Tage mit einem Manne aus Paris gekommen sei, um frische Luft zu schöpfen, und daß sie zusammen die Nacht bei den „drei Weilchen“, im Gasthause der Frau Cabillaude zugebracht hätten.

Die Angeklagte. Das ist wahr.

Der Präsident. Sie kommen später dran. Lassen Sie den Zeugen reden.

Der Zeuge. Hernach hat die Dame, wie es scheint, das Bedürfniß empfunden, ein Bad zu nehmen, von wegen der Flöhe, die in diesem Jahre sehr zahlreich gerathen sind, und ihr männlicher Begleiter war mit ihren Kleidern und ihrer Börse verschwunden. „Ich will den Mann suchen gehen, schlug ich ihr vor; wie heißt er denn?“ — „Ich weiß es nicht, erwiderte sie mir; ich kenne ihn erst seit vorgestern.“ Da gab ich ihr denn meine Blouse, um ihre Blöße zu bedecken und führte sie auf einsamen Feldwegen bis zur Behausung der Frau Cabillaude. Der Begleiter war ohne Abjess abgesehelt und hatte die Fahrnisse und Moneten der Dame mitgehen lassen. Dies war richtig so. Die Cabillaude wird dem hohen Gerichtshofe bestätigen, daß die Dame mit ihrem Begleiter die ganze Nacht gezecht und geschwelgt hat und daß die Beiden sogar der ältesten Tochter der Wirthin einen Affen angezecht und sie dermaßen verdorben haben, daß sie jetzt keine Lust mehr hat, Rosenkönigin zu werden; sie will vielmehr als Anme in den Dienst gehen. Sie übt sich in dem Metier mit allen Burschen des Ortes . . .

Der Präsident. Bleiben Sie bei der Sache.

Der Zeuge. Jawohl, Herr Präsident . . . Ich habe von Frau Cabillaude Kleidung für die Dame geholt . . .

Die Angeklagte (verächtlich). Wollene Strümpfe, die mir die Beine zerkrachten.

Der Zeuge. Wir haben eben in Mailly keine so feine Haut; wir gerben sie nicht, weil das nicht unser Handwerk ist. Sodann entlieh ich den Karren und den Gaul unseres Ortsmezzgers und brachte die Mamsell nach dem Gendarmerie-Posten, wo ich sie ablieferte, sammt dem Protokoll, welches ich über den seltsamen Kasus eigenhändig und höchst genau zu Papier gebracht hatte.

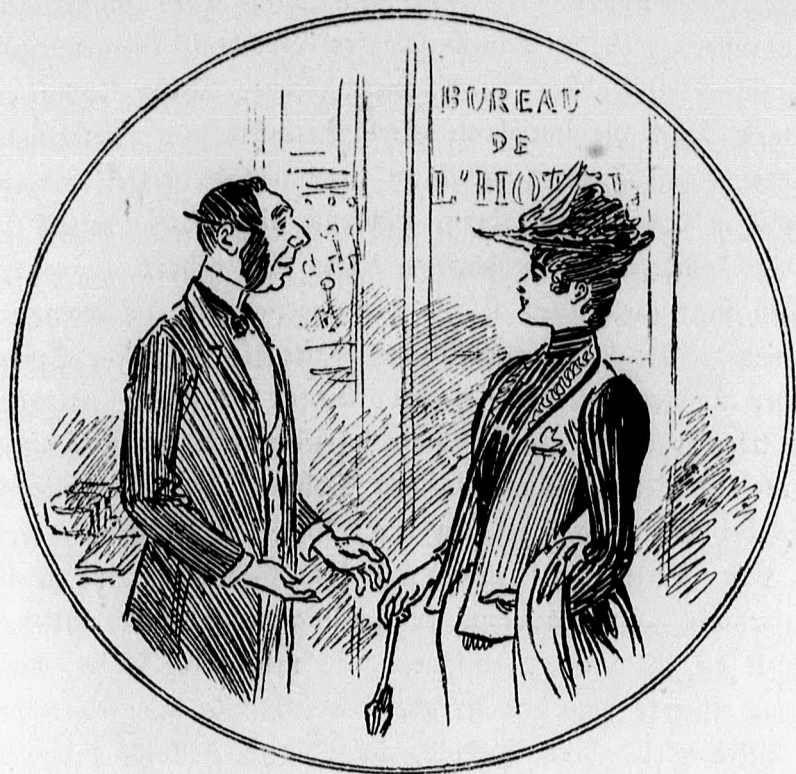
Der Präsident. Was ist unterwegs, auf dem Wagen geschehen?

Der Zeuge. Auf dem Wagen? . . . (Der Zeuge eröthet bis über die Ohren.) Die Dame hat versucht, mich meinen ehelichen Pflichten und zugleich meinen Amtspflichten abwendig zu machen. (Heiterkeit im Auditorium.)

Die Angeklagte. Ei, da höre nur Einer den alten Sünder! Ich hoffe, der Gerichtshof wird kein Wort davon glauben.

Der Zeuge. Ich schwöre bei den Haaren des Heilands, der uns sieht und hört, daß ich . . . (mit gedämpfter Stimme) Alles hätte haben können, was ich gewollt hätte, Herr Präsident. Sie war wie toll nach mir, diese Person . . . Sie wollte . . .

Der Präsident. Zur Sache!



— Ich bedaure, Madame, aber wir haben nur noch ein Bimmer und dieses müßten Sie mit drei Herren theilen . . .

— Ah, da sind zwei zu viel!

Der Zeuge. Jawohl, Herr Präsident . . . Als sie sah, daß ich nicht anbeißen mag, nannte sie mich einen Joseph und bot mir einen Tausend-Francs-Schein für den Fall, als ich sie laufen ließe. Sie habe das Geld in ihrer Wohnung zu Paris, sagte sie. Aber ich war nicht zu haben, fügte vielmehr diesen erschwerenden Thatumstand meinem Protokoll bei . . .

Der Präsident. Ihr Betragen ist lobenswerth. Setzen Sie sich.

Der Zeuge ist gerührt von der Anerkennung des Präsidenten und schneuzt sich geräuschvoll in die Finger.

Der Präsident (zur Angeklagten). Sie haben die Aussage des Zeugen gehört. Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung vorzubringen?

Die Angeklagte. Meine Geschichte ist sehr einfach, Herr Präsident. Ich hatte in den Champs-Élysées die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen Mannes gemacht, welcher vorgab, ein Brasilianer zu sein, gebürtig aus Yokohama, Provinz Cadix in Australien, und welcher mir einen Brillantschmuck versprach. Er sah sehr vornehm aus, gar nicht gewöhnlich . . .

Der Präsident. In der That, solche Fremde sind nicht gewöhnlich.

Die Angeklagte. Ich ging denn in die Laube. Da ich ein unbändiges Verlangen hatte, auf das Land zu gehen, bat ich den Herrn, mich hinauszuführen. Er willigte ein und entlieh von mir fünf Louis, bis er einen Check auf 20,000 Francs einkassiren würde. Wir gingen dann nach Mailly-sur-Marne und kehrten bei den „Drei Veilchen“ ein, wo wir die Nacht zubrachten. Da wir in der Barake der Mutter Cabillaude Flöhe erwischt hatten . . .

Eine Stimme im Saale. Was? Flöhe? Fahr' ab, alte Wanze! (Die Mutter Cabillaude hat geschrien und wird deshalb aus dem Saale geschafft.)



— Wenn die Vaterschaftsklage einmal erlaubt sein wird, dann kriegt vielleicht mein Bébé auch seinen Vater.

— Kennst Du ihn denn?

— Oh, ich habe nur zu wählen.

Die Angeklagte . . . habe ich mich entkleidet und bin ins Wasser gestiegen, um mich der Flöhe zu entledigen. Mittlerweile verduftete der Gauner mit meinen Kleidern und meiner Börse, welche 300 Francs enthielt. Mit den fünf Louis, die ich ihm geliehen hatte . . .

Der Präsident. Wie konnte ein so geriebenes Mädchen wie Sie sich dermaßen herumkriegen lassen?

Die Angeklagte. Das ist mir eine Lektion! . . . Es soll mir nur wieder Einer kommen. Und wenn Sie selbst es wären, Herr Präsident, Sie müßten im voraus berappen.

Die Artistin Josephine Virginie Mouchardart, auch Lea Goldrachen genannt, wird des Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit schuldig gesprochen und zu acht Tagen Gefängniß und 50 Francs Geldstrafe verurtheilt.

### Das unerschöpfliche Thema.

Es ist leichter, drei Frauen zu gewinnen, als eine los zu werden.

\*

Wären Sonne, Mond und Sterne feil, so würde sich sicher schon eine Frau gefunden haben, die ihrem Mann zugemuthet, ihr diese Säckelchen zu kaufen.

\*

Es gibt Frauen, welche ihre Tugend mehr als einmal verlieren und wiedergewinnen.

Gw-r.

\*

Wenn die Frauen keinen Würdigen finden, nehmen sie auch mit einem Unwürdigen fürlieb.

\*

\*

So manche schöne Frau schließt nur deshalb die Augen, damit der Mann nicht allzuviel darin lese.

\*

Wenn man eine Frau liebt, so findet man Alle anbetungswürdig.

\*

Eine leidenschaftliche Frau ist die schlimmste Tyrannin.

\*

Eine geistreiche Schmeichelei und eine weiche Ottomane genügen oft, um die Tugend einer Frau zu besiegen.

\*

Die Liebe hat ihre eigene Moral, ihre eigene Logik und ihre eigene Aesthetik.

\*

Der Mann bestimmt den Character der Frau.

\*

Vor schönen Frauenaugen denke Dir stets ein Täfelchen mit der Inschrift: „Man wird gebeten, hier fleißig zu lesen.“

\*

Wahre Liebe hat so viel zu gewähren, daß sie niemals eine und dieselbe Liebfosung zu wiederholen braucht.

\*

Einen Gatten nehmen die Mädchen, wo sie ihn finden, einen Liebhaber wählen sie.

Germanicus.



### Jocko's Rache.

Berliner Humoreske von W. S. B.

I.

Friedrich Wilhelm Bielicke hatte seiner Frau Amalia, geborenen Müller, ein Los zur Vogel-lotterie „Cypria“ gekauft und daraufhin hatte Frau Bielicke einen Papagei gewonnen, den sie, nach Uebereinkunft mit ihrem Gatten, Jocko nannte. Jocko war ein ehrgeiziges Thier, und in seinem Papageihirn war der große Gedanke entstanden,

durch rege Aufmerksamkeit seiner Umgebung Töne und Worte abzulauschen, dieselben seinem scharfen Gedächtniß einzuverleiben und sich selbst endlich durch unermüdeliches Ueben dahin zu bringen, durch die imposante Schlagfertigkeit seiner Beredtsamkeit die Gunst Frau Amalias zu gewinnen. Bielicke war ein Mann in den besten Jahren, während seine Gattin bereits ein halbes Jahrhundert überschritten hatte. Er gehörte zu der in Berlin stark vertretenen Klasse der sogenannten „Sechsdreier-Rentiers“. Als Kommissionär und später als Agent für Spree-wälder Ammen hatte er sich ein kleines Vermögen erworben und lebte sparsam, glücklich und zufrieden von seinen Renten. Durch den Verlust seines einzigen Sohnes, der als Unterof-fizier bei St. Privat gefallen war, kinderlos geworden, trug sich Papa Bielicke seit lange mit dem Gedanken, eine Waise anzunehmen. Nun gewann er zufälligerweise Jocko und das Projekt der Adoption entschwand in nebelgraue Ferne, denn Mama Bielicke war vor Freude rein kindisch geworden über die Gelehrigkeit ihres Jocko's, ja ihres Jocko's, denn ihr allein gehörte er; sie hatte ihn gewonnen, der Himmel hatte ihn ihr als Trost in ihrem Alter geschenkt und dieses Geschenk Gottes liebte sie und verhätschelte es, als sei es ihr eigen Fleisch und Blut. Daß Jocko dabei die schönsten Tage hatte, brauche ich nicht erst zu sagen; er wuchs und gedieh, nahm zu an Witz und Verstand und wurde schließlich so dick, wie ein Berliner Weißbierverbreitungsinstituteur.

II.

Jocko's Tage von Aranjuez hatten die längste Zeit gedauert; ein plötzlicher Umschwung der Dinge trat ein und Jocko stürzte ohne eigenes Verschulden von der Höhe heißester Liebe hinab in die Tiefe der Verlassenheit und Gleichgiltigkeit, was ihm eine Nervenaffection zuzog, bei der er einige Federn ließ und seitdem litt er am permanenten Schnupfen.

Bielicke war gerichtlicher Vormund eines kleinen, vaterlosen Mädchens, Namens Hedwig Schaefer. Die Mutter, eine dem Trunke ergebene Waschfrau, war plötzlich am delirium tremens gestorben und so fühlte sich Bielicke nicht nur äußerlich als Armenvorsteher und gesetzlicher Vormund, sondern auch moralisch als Christ und Mensch veranlaßt, das kleine Mädchen zu sich zu nehmen. Hedwig zählte kaum sieben Jahre, sah schwach und verhungert aus, unglaublich dürftig und schmutzig gekleidet; aber merkwürdiger Weise zeigte ihr Gesicht einen so feinen griechischen Typus, daß man sich unwillkürlich gestehen mußte: So kann Preziosa ausgesehen haben, Preziosa das Fürstenkind, das Zigeunerhorden um seiner Schönheit willen raubten und erzogen. — Mama Bielicke fand nun gleich in der Kleinen eine entfernte Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Leonhard. Ja, dies waren seine blonden Goldhaare und so schwarz hätten seine Augensterne gegläntzt, wären sie eben dunkel und nicht hellgrau gewesen. — Hedwig verdrängte ohne ihr Zutun Jocko gänzlich aus dem Herzen ihrer zweiten Mutter. Das arme Mädchen ahnte nicht, wie schwer sie den Vogel kränkte und wie schließlich die erwiesene Gleichgiltigkeit und erlittene Unbill Jocko auf sozialdemokratische Ideen brachten und ihn Pläne fassen ließen, die Monarchie dieses Kindes zu stürzen.

Mama Bielcke war jetzt stolz darauf, mit ihrer schönen Pflgetochter durch die Straßen zu gehen. Letztere war nun nach der neuesten Mode gekleidet, trug dieselben Hutfaçons und Seidenschirme wie ihre Mutter und konnte leicht für eine richtige leibliche Tochter gehalten werden. Würden ihr denn die Leute nicht nachschauen und sagen: Also diese alte Frau mit den groben, aber gutmüthigen Bürgen hat vor Jahren mal diesem Engel von Kind gleichgesehen und seufzend hinzusetzen: Tempora mutantur! Wie werden wir in vierzig Jahren aussehen!

III.



Jahre waren vergangen, Bielcke wurde fromm und trat in den Vorstand des Vereins zur Hebung der allgemeinen Sittlichkeit Berlins, brachte gefallene Dienstmädchen wieder in Stellung und zu Ehren, auch bewährte er eine rührende Thätigkeit für innere Mission. Mit seltenem Verständniß suchte er für entlassene Sträflinge passende Arbeit und opferte seine ganze Zeit dem Gemeinwohl.

Amalia wurde alt und vergeßlich, gab nichts mehr auf Neußerlichkeiten, vernachlässigte ihre Pflgetochter jetzt wie Jocko und lebte nur der Lektüre beschaulicher Missions- und Erbauungsschriften, wie man sie in Krankenhäusern von barmherzigen Schwestern zugesteckt bekommt.

Hedwig litt am meisten insofern darunter, daß das fromme Ehepaar ihr, dem bereits confirmirten, die höhere Töchterchule absolvirt habenden siebzehnjährigen Mädchen private Religionsstunde geben ließ.

Die herrliche Blondine hörte nämlich viel lieber die Liebesgedichte eines Primaners, mit dem sie zusammen aufgewachsen und in demselben Hause wohnte, als die Wunderwerke unseres Heilandes; ihr Heiland war eben noch am Leben und lebte nicht nur, sondern liebte auch.

Erich Mayer war bereits neunzehn Jahre alt, ein schneidiger Berliner Junge, der wohl, wenn er es darauf anstellte, einem Backfisch so recht den Kopf verdrehen konnte.

Beide liebten sich und war natürlicher Weise diese Liebe eine platonische. Ein Händedruck war bis jetzt das Höchste, was er von ihr erlangt hatte. Und er wäre auch bei seiner großen Bescheidenheit damit zufrieden gewesen, wenn sie ihm nicht einstens auf der Eisbahn die Erlaubniß gegeben hätte, ihr die Schlittschuhriemen zu lösen. Hierbei hatte der Unglückliche durch die Hilfe eines leichten Windstoßes nicht nur ihr ganzes Füßchen, sondern auch eine volle Wade zu sehen bekommen und malte er sich nun in seiner regen Phantasie in den buntesten Farben die Fortsetzung aus. Diese Bilder verließen ihn weder wachend noch träumend, ja wenn er früh morgens sich vom Lager erhob, betete er kein Morgengebet, wohl aber sprach er andachtsvoll die Worte: Hedwig, Hedwig! — und vor seinen geistigen Augen erschien ein niedliches Füßchen!

IV.

Die Influenza, vulgo Grippe, hatte sich in Berlin niedergelassen, in ihrem Gefolge die Lungenentzündung mit sich führend. Letzterer war nun der Candidat zum Opfer gefallen, der Fräulein Schaefer in den Lehren des Heils unterrichtete.

Bielcke ging die Sache recht nahe, er hatte sich eben durch große Kosten zum königlichen Kommissionsrath emporgeschwungen, mußte in Folge dessen jetzt sparen und konnte kaum hoffen, daß ein Theologe unter so günstigen Bedingungen seiner Pflgetochter Religionsunterricht ertheilen würde, wie der Verbliebene.

Er selbst hätte denn jeden Tag mindestens vier große Weissen weniger trinken müssen, denn eine Heidin sollte das Kind nicht werden, sie sollte nicht nur ihren Gott lieben lernen, sondern auch seine Lehren begreifen, nicht aus der Natur selbst, wie jeder arme Schlucker das Recht hat, sondern aus theneren Büchern und durch kostspielige Stunden, wie sie sich Keiner so leicht leisten kann; — also dachte der Kommissionsrath.

Kaum hörte Erich vom Tode des Quälgeistes seiner Geliebten, als er auch schon vor Papa Bielcke stand, um ihm seine Dienste anzutragen und sich als künftigen Instruktor seiner Tochter vorzustellen.

Unentgeltlich, um des heiligen Werkes willen wolle er sie einführen in die Tiefe des Glaubens und wolle sie erkennen lassen die Größe und Erhabenheit der Religion, der wir angehören. Er thäte es auch etwas aus Egoismus, denn den Bestimmungen seines Vaters gemäß sollte er später Pfarrer werden und könnte er durch die Uebung freier Vorträge bei diesen Stunden nur profitieren.

Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen und allabendlich brachten Hedwig und Erich eine Stunde gemeinsam im Gebete zu. Amalia hatte zuerst auch diese Stunden frequentirt, war dann aber früher zu Bett gegangen; der Kommissionsrath saß Abends am Stammtisch der Klausig'schen Weißbierstube und Jocko ward Zeuge des Glücks der beiden Liebenden, er, den diese Hedwig verdrängt, mußte jetzt mit ansehen wie diese verruchte, ihm verhaßte Person mit einem Manne tändelte und kosete. Jocko's Flügel hoben und senkten sich vor innerer Erregung; sein Schnabel öffnete sich und sein ganzer Körper bebte vor Wuth; ein einziger Trieb nur drängte ihn, die Liebenden genau zu beobachten, zu belauschen, ihr Kispeln zu verstehen und es nachzuahmen, um sich zu rächen.

Jocko's Racheplan ahnte Niemand. Harmlos plauderten die Liebenden in seiner Gegenwart, amüsirten sich ungenirt, ihn als ungefährlich gar nicht beachtend. Der Papagei ging langsam, aber sicher seinem Werke entgegen, ein Corse wäre in der Verfolgung seiner Rachepläne ein Waisenknabe gegen ihn gewesen!

Nachts, wenn Alles schlief, übte er laut das Gehörte ein, es machte ihm viel Mühe, aber das wollüstige Gefühl der Rache, der Wiedervergeltung stahlte seine Energie. Wenn die geneigte Leserin nun aber denkt, Jocko habe Kirchengeschichte getrieben, Origenes', Antonius' und Hieronymus' Lehren hergebetet, ist sie leider Gottes im Irrthum; auch lernte er nicht

das Latein der Vulgata, noch das Griechisch des neuen Testaments, er übte sich in den Tönen, in den Lauten der Sprache, die alle Welt versteht und allen Nationen gemeinsam ist, in der Sprache der Liebe!

V.

Es waren circa fünf Monate vergangen, seitdem der Kommissionsrath keinen Pfennig mehr für die Stunden der Erklärung und Auslegung des Glaubens zu zahlen brauchte. Verschiedene Sträflinge, die er warm empfohlen, hatten ihm durch erneutes Stehlen Kummer bereitet. Den größten Theil des Tages brachte er jetzt in den Vereinen zu, um energischer allen Uebeln abzuhelfen. Amalia bezog jetzt ihre Missionschriften aus der englischen Bibelgesellschaft und entwickelte sich jetzt bei ihr allmählig neben ihrer Frömmigkeit ein zunehmendes Verständniß für Spirituosen. Hedwigs große schlanke Gestalt war voller geworden, die Büste entwickelte sich täglich üppiger und ein aufmerksamer Beobachter hätte wahrnehmen können, daß sie sich nicht so eigen und korrekt wie früher in der Taille trug. Mama Bielcke achtete, wie bereits gesagt, nicht mehr auf Neußerlichkeiten, der Kommissionsrath aber hatte soviel Vorträge über Hebung der allgemeinen Sittlichkeit und Verhütung unehelicher Geburten zu halten, daß er wie mit Blindheit geschlagen war. Als aber einstens Hedwig früher als sonst vom Tisch aufgestanden war, äußerte Amalie ganz unbefangen, Hedwig wäre in der letzten Zeit stärker geworden und Bielcke möchte doch die Schneiderrechnung bezahlen, das Kind hätte die gesammten Kleider erweitern lassen! Da hielt Jocko seine Stunde für gekommen. Nachdem er mit aller Kraft: „Mädel ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite“ gepfiffen hatte, begann er mit lauter Stimme folgenden Dialog:

„Du bist meine Seligkeit, küsse mich!“  
„Nein, laß Das, Erich, laß Das!“  
„Dir allein leb' ich, Dir allein sterb' ich“ —  
„Ach, drückst Du mich, Erich!“  
„Hedwig, das ist die schönste Stunde meines Lebens.“  
„Ach — Erich — o — ist das schön — an —“  
Dann stöhnte er, als ob er sterben wollte.

Er hatte sich so sehr aufgereggt, daß bei ihm Luftmangel eintrat, er krächzte noch einmal laut auf, seine Rache war gefühlt, jetzt konnte er ruhig sterben; ein Herzschlag machte seinem wechselvollen Dasein ein jähes Ende.

Und die Moral? Hütet Euch vor Papageien!



Eheleben.

Herr M. hat seine Frau in sträflicher Unterhaltung mit einem fremden Manne überrascht und ist nun im Zuge, sie mit Beschimpfungen zu überschütten.

Da fällt ihm die Frau mit einer gebieterischen Geberde ins Wort und sagt:

— Du bist im Zorn, folglich hast Du Unrecht!

\*

Finale eines Rendezvous.

Don Juan (die Uhr ziehend.) Liebste, wir müssen scheiden!

Das Dämchen (seufzend.) Ach, noch ehe wir recht verheirathet waren!

\*

Im Heirathsvermittlungsbureau.

Herrn K., der eine reiche Heirath machen will, schlägt man eine Parthie vor.

— Wie sind die Verhältnisse der Dame? fragt Herr K.

— Oh, sämmtlich aus den besten Kreisen.

\*

Von der Straße.

Herr Maier hat neue Schuhe bekommen, die etwas eng gerathen sind, die er aber dennoch behält, weil sie ihm gar so gut gefallen. Als er neulich in diesen Schuhen zum ersten Male ausging, litt er höllische Qualen. Er hüpfte nur so auf den Fußspitzen fort, um seine Leichdornen nicht allzu arg zu spüren. Da führt ihm der Zufall zwei schnippische Näthemädchen in den Weg, — eine Sorte, die bekanntlich sehr grausam ist.

— Schau, schau! rief die Eine, ein Herr, der auf Eiern tanzt! . . .

— Gänschen, was geht es Dich an! entgegnete Herr Maier wüthend; — es sind doch nicht die Deinigen!

\*

Bedienten.

Graf M. hat seit fünfundzwanzig Jahren einen Diener, der im Lauf der Jahre dermaßen träge und vertraulich geworden ist, daß sein Herr es mit ihm kaum mehr aushalten kann.

— Das muß ein Ende nehmen! rief der Graf neulich wieder: — wir können nicht länger beisammen bleiben, wir müssen uns trennen.

— Wohin, zum Teufel, wollen Sie denn gehen, Herr Graf? fragte Josef.



— Ich habe auch keine Strümpfe, zwanzig Mark das Duzend . . .  
— Wee, duzendweise kaufe ich sie nicht.

### Aus Don Juan's Memoiren.

Das Weib zögert lange, bis es den ersten Fehltritt be-  
geht; aber wenn es diesen hinter sich hat, kennt es nichts  
Dringenderes, als den zweiten zu begehen.

\*

Willst Du eine Frau verhindern, Nein zu sagen, so  
schließe ihr mit einem Kusse den Mund.

\*

Jede hübsche Wittwe ist ein Schatz, zu dem wir „aus  
zweiter Hand“ gelangen.

\*

Die Verliebten sind blind und wenn ein Blinder dem  
Andern den Weg zeigt, fallen beide — in die Ehe.

\*

Es gibt Frauen, für welche jeder Mann einen Fehltritt  
bedeutet; aber es gibt auch Ausnahmen, nämlich solche Frauen,  
für welche jeder Mann mehrere Fehltritte bedeutet.

\*

Gelegenheit macht Diebe; diese Gelegenheit aber schaffen  
gewöhnlich die — Frauen.

### O bitte die Götter!

Und willst Du Dich binden für ewig, mein Freund,  
O bitte die Götter, das Weib,  
Das sie Dir bescheren, sei keusch und sei rein  
Und schuldfrei an Seele und Leib.

O bitte die Götter, daß wacker und gut,  
Aufrichtig, treuherzig es sei,  
Im Mienen und Sinnen stets edel und brav,  
Schön, jung und wohl reich auch dabei.

Vor Allem jedoch, o vergiß es nur nicht,  
Sonst stellst Du Dein Glück hin zum Preis,  
O bitte die Götter, das Weib, das Du nimmst:  
Es sei nicht zu kalt, nicht zu heiß!

Tsuaf.





## Der Müller und sein Kind.

Von Karl Rosner.

Es war eine kalte Allerseelen-Nacht, dicht wehte der Schnee vom Himmel herunter, und knirschte knarrend unter den Tritten der wenigen Passanten in den schon menschenleeren Straßen. Alle sentimentalen Gemüther saßen in den Theatern, wo nach alter Ueberlieferung Kaupach's Rührstück „Der Müller und sein Kind“ gegeben wurde. In Auerbach's Keller aber ging es hoch her; da hatten sich die alten Junggesellen Leipzigs und wohl auch die verheiratheten Don Juans von Pleiß-Athen zusammengesunden, sangen frohe Zechlieder und schlürften aus krystallinen Römern den funkelnden Trank der Ritter und Recken vom Rheine.

Eben hatte der Stadtverordnete und Fabrikant Müller sein Glas auf das Blühen und Gedeihen von Klein-Paris geleert, als die Uhr des nahen Rathhauses durch dumpfen Schlag die zweite Stunde verkündet; erschreckt setzte er sein Glas nieder, er dachte an sein Weib, das seiner angstvoll wartet, an den geräuschvollen Empfang, der ihm zu Theil zu werden pflegt, wenn er im Morgengrauen nachhause kommt, und — eine milde Stimmung bemächtigte sich seiner. Er wischte eine Thräne aus seinem Auge, rief den Kellner, zahlte seine Zechen, und ohne sich weiter um seine Begleiter zu kümmern, nahm er Pelz und Hut, und ging dann wankend und stolpernd die Treppe hinauf und zum Thore hinaus in die kalte Nacht hinein. Hinter ihm erscholl das Rufen und Schreien seiner Freunde, die, obwohl auch nicht mehr ganz nüchtern, den schwer beladenen Freund dennoch nicht in seiner Noth verlassen wollten. Und so erhoben sich denn auch der mechanische Webstuhl-Fabrikant Schulze und der französische-Gummiwaarenhändler Meyer, und wankten ihrem Freunde nach, mit dem festen Entschluß, ihn zu finden und wohlbehalten in seinem Heime abzugeben.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie nur wenige

Schritte vor sich einen wohlgediehenen menschlichen Körper im Schnee liegen sahen.

„Na, da ist er ja schon,“ riefen sie und glücklich über den guten Ausgang ihrer Expedition, packten die Beiden, die noch wanken konnten, ihren beinahe bewußtlosen Freund und trugen ihn fort nach seiner Wohnung.

Verwundert schüttelte der Hausmeister den Kopf, als er auf wiederholtes Klingeln öffnete, und sah, wie die Beiden den, bis an die Ohren in seinen Pelz gehüllten Herrn Stadtrath hereintrugen. Mit jenem sarkastischen Lächeln, das nur Hausmeistern und Ministern eigen ist, nahm er den Sperrdreier in Empfang, wünschte grinsend eine gute Nacht und verschwand.

Es war ein wahres Glück, daß die Wohnung des Herrn Müller im ersten Stock des Hauses lag, denn sonst hätten die drei Nachtschwärmer wohl nie das Ziel ihrer Reise erreicht. Wie sie hinaufkamen, darüber liegt ein schwarzer Schleier gebreitet; aber es ist sicher: sie erreichten die Thüre der Müller'schen Wohnung. Man mußte über die Ankunft des Herrn Stadtrathes wohl schon durch das Geräusch, das die Drei auf der Treppe machten, informiert sein, denn die Thüre stand offen, und verschämt huschte das Dienstmädchen, ihr tiefes Negligé verhüllend in ihre Kammer, die beiden Samaritaner mit ihrer Last ihrem guten Schicksal überlassend. Instinktiv schritten diese auf Herrn Müllers Schlafzimmer zu. Herr Meyer öffnete, es herrschte mattes Halbdunkel ringsum, und müde warf das Nachtlicht seine schläfrigen Strahlen umher. Durch das Knarren der Thüre erwacht, richtete sich Frau Müller im Bette auf, doch kaum hatte sie die beiden Freunde ihres Mannes und den humanen Zweck ihrer Anwesenheit erkannt, als sie wieder unter ihre Decke kroch, und die beiden Retter ihres Mannes bat, das Werk der Liebe, das sie unternommen, zu Ende zu führen, ihren Mann vollends zu Bette zu bringen. Apathisch ließ Herr Müller sich entkleiden, und ruhig ließ er es mit sich geschehen, daß seine Freunde ihn in das breite Ehebett, neben Frau Müller rollten. — Das Nachtlicht hatte sich vor Müdigkeit nicht mehr wach halten können, noch einmal gähnte es aufklackernd, dann erlosch es. — Die Freunde waren unter tausend Entschuldigungen verschwunden. — Lautlose Stille herrschte im Gemach. — Da erhob sich Madame Müller im Bette und begann mit thränenerstickter Stimme ihr Loos zu beklagen, das sie an einen Mann fesselte, der statt seinen Pflichten als Gatte nachzukommen, ganze Nächte außer dem Hause wäre, der sein Weib vernachlässige und sich dem Suffe ergebe. — Hier hielt sie ein wenig inne, wie um eine Antwort ihres Gatten zu vernehmen; der aber lag ruhig im Bette, schnarchte und legte sich auf die andere Seite. Wieder vergingen einige Minuten banger Ruhe, als Frau Müller von Neuem begann; sie sprach von dem häuslich stillen Glücke der Ehe, von der tief zu bedauernden Unfruchtbarkeit ihres Ehebundes, sie wiederholte ihrem Manne unzählige Male, wie sie nicht im Stande gewesen wäre, ihm seinen ausschweifenden Lebenswandel durch ihren Born abzugewöhnen, und wie sie es noch einmal in Güte versuchen wolle.

Und immer näher rückte sie ihrem schlaftrunkenen Gatten, der mechanisch zu begreifen begann, was im Werke war, das

Seinige dazu beitrug, — — und Arm in Arm, Brust an Brust schlofen sie nach einigen Minuten ein.

Sie mochten etwa zwei Stunden geschlafen haben, es war fünf Uhr, als schwere Tritte und das Oeffnen der Thüre Frau Müllers süßen Schlummer störten. Sie blickte empor; noch herrschte völliges Dunkel. Rasch hatte sie ein Licht angebrannt; da stand ihr Gatte, sich an den Waschtisch stützend, und quälte sich vergebens damit ab, seine Stiefel auszuziehen; — noch einen zweiten Blick warf sie auf den neben ihr friedlich ruhenden Körper, — und mit einem leisen Schrei sank sie in die Kissen zurück, sich unter den Decken begrabend. Auch Herr Müller war bald ernüchtert ob des Anblickes, der sich ihm bot: im Bette neben seiner Frau lag ein ziemlich beleibter, wildfremder Mensch, der ruhig, ohne von all dem, was um ihn her vorging, Notiz zu nehmen, schlief und schnarchte.

Herr Müller fluchte, Frau Müller weinte, der Fremde aber erwachte endlich, und sah sich erstaunt um. Nach einer Weile erst klärte sich die Situation. Herr Müller erklärte, wie er mit dem festen Entschlusse nach Hause zu gehen, aus Auerbach's Keller gekommen sei, wie er noch ein paar Freunde unterwegs getroffen habe, mit denen er bis jetzt im Kaffee Bauer gewesen sei. Frau Müller berichtete, wie sie den Fremden, den Schulze und Meyer gebracht, für ihren Mann gehalten hätte, und wollte vor Scham in die Erde versinken; der Fremde aber meinte, hier müsse eine Verwechslung vorliegen, dankte vollends für die freundliche Aufnahme, und empfahl sich, indem er seinen Namen nannte; auch er hieß Müller und war Rentier.

Seit jener Zeit ist bald ein Jahr verflossen; im Herbst genas Frau Müller eines Knaben, den Herr Müller, gerührt über die endlich erhörte Bitte um Kindesseggen, erfreut an sein Herz drückte. Bald darauf war Taufe, und Müller der Rentier war zum Pathen erwählt. Und als er so dastand, den Sprößling am Arme, da war eine auffällige Aehnlichkeit zwischen Pathen und Täufling nicht abzustreiten; Müller der Fabrikant aber nickte seiner Frau bedeutungsvoll zu, als wollte er sagen: „Gleichviel, es bleibt ja in der Familie, er ist ja auch ein Müller.“

### Caviar-Schnitten.

Arzte.

Arzt: Meine Gnädige, Sie müssen heirathen! . . .

Dame: Aber, Herr Doktor, ich bin ja verheirathet! . . .

A. T.

\*

Doktor M. sagt seiner Klientin, der schönen Frau von Berger:

— Gnädige Frau, Herr Berger hat über Schlaflosigkeit geklagt . . .

— Um Gotteswillen, Doktor, kuriren Sie ihn nur nicht von dieser Krankheit!

\*

### Gheleben.

Herr J., dem plötzlich die Frau gestorben, spricht folgendermaßen zu seinem Stubentäschen:

— Toni, Sie sind ein tugendhaftes Mädchen und verstehen auch die Küche; Sie könnten Ihr Leben lang bei mir bleiben.

— Ja, gnädiger Herr; aber ich möchte auch gerne heirathen!

— Ach, Das müßten Sie sich freilich abgewöhnen.

\*

Die kleine Frau K. nach den Flitterwochen zu ihrem Gatten:

— Das ist abscheulich, Adolf! Als Du noch Bräutigam warst, benahmst Du Dich mit mir, als ob Alles erlaubt wäre, was verboten war; jetzt aber benimmst Du Dich, als ob Alles verboten wäre, was erlaubt ist.

\*

### Stoßseufzer eines Gehörnten.

— Ach, Du guter Gott! wenn Adam im Paradiese nicht eingeschlafen wäre, wie ruhig könnten wir jetzt schlafen!

\*

### Bacchische.

Lottchen steht vor dem im Salon aufgestellten Taubenkäfig und sieht zu, wie die Tauben schnäbeln.

— Rasch, rasch! ruft sie mit lebenswürdiger Naivetät, — die Miß kommt.

\*

### Raisonnement eines modernen Mädchens.

— Herr K. hat um meine Hand angehalten. Er ist nicht schön genug, um ihn zu lieben, aber gut genug, um ihn zu heirathen.

## (9) Der Beseffene.

Roman von Camille Lemonnier.

### XXIII.

Die Zeit der Ferien ging zu Ende und Lepervie dachte daran, daß man zurückkehren müsse. Oh, wie verdrießlich! Auch unser Geldvorrath ist so ziemlich erschöpft. Was war zu thun? Da konnte nur Rakma Rath schaffen.

Seit den letzten zwei Monaten war es mit seinem Verstande dermaßen abwärts gegangen, daß er seine Gedanken nicht mehr zu Ende denken konnte. Sie waren wie gefroren. Seine Willenskraft war völlig geschwunden; er dachte und handelte nur durch Rakma und überließ ihr völlig die Führung ihres Lebens.

— Du solltest etwas ersinnen, sagte er. Wenn wir zurückgekehrt sind, bleibt uns kaum so viel Geld, um uns eine . . . eine . . . oh weh! das Wort will mir nicht einfallen . . . eine möblirte Wohnung zu miethen. Das wollte ich sagen.

— Aber ich sehe nicht ein, entgegnete sie, was Sie hindert, in Ihr Haus zurückzukehren. Frau Lépervié wird Sie ohne Zweifel mit offenen Armen empfangen.

— Oh, Das nicht! . . . ich bitte Dich, Mütterchen . . . Dort ist Alles aus . . . Ich habe nur mehr Dich . . . Oh weh, meine Lenden! . . .

— Nun denn, sagte sie achselzuckend, da Sie unbewegliche Güter besitzen, müssen Sie eine Anleihe machen.

— Ach ja, Du hast Recht; oh, freilich!

Eines Abends trafen sie in der Hauptstadt ein; sie verbrachten die Nacht in einem am Bahnhofe gelegenen Gasthose. Zum Schlusse der Woche sollten die Gerichtsverhandlungen wieder beginnen. Lépervié hatte fünf Tage, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Sein Notar verschaffte ihm einen Geldverleiher; er unterschrieb die Schuld-Urkunde und nahm 15,000 Franken in Empfang.

— Da, nimm, sagte er, in den Wagen steigend, wo Nakma ihn erwartet hatte. Du sollst unser kleines Vermögen verwalten. Ich habe kein Zutrauen zu mir selbst.

Den ganzen Nachmittag suchten sie die Vororte ab nach einer passenden möblirten Wohnung. Sie fanden endlich eine Unterkunft in einem stark bevölkerten Stadtviertel, wo sie unbemerkt zu bleiben hofften. Lépervié bezahlte die Miethe und gab einen falschen Namen an: Herr und Frau Dulieu.

Dann wurden die Gerichtsverhandlungen wieder eröffnet.

Er schützte ein Unwohlsein vor, um von der feierlichen Eröffnung durch den General-Prokurator fernbleiben zu können. Bei dieser Gelegenheit legten die Richter den rothen Talar an; er aber konnte den seinigen nicht beschaffen, weil er bei Frau Lépervié geblieben war.

Am folgenden Tage aber war er pünktlich zur Stelle. Sein Talar hing im Vorzimmer. Er schlüpfte hinein; schlaff und mager verlor er sich in den breiten Falten des Gewandes. Der Bart war stark ergraut, die Wangen hohl und gelb. Die Kollegen gingen an ihm vorüber, ohne ihn zu erkennen.

„Wenn nur Lydia nicht auf den Gedanken kommt, mich hier zu suchen, sagte er sich, oder gar Guy herzuschicken, um eine Versöhnung anzubahnen. Das wäre eine peinliche Scene! Aber nein! ich kenne sie; sie greift nicht zu solchen Mitteln.“

Bald war er von Bekannten umgeben; andere Gerichtspräsidenten waren angekommen. „Sie sind abgemagert, mein Lieber. Sind Sie etwa krank?“ fragte man ihn. „Nein, er habe gereist, antwortete er; er habe weite Strecken zurückgelegt und sei ermüdet.“ Seine Stimme überraschte; sie war ganz verändert, als ob die Stimmbänder nachgelassen hätten. Ueberdies rangen sich die einzelnen Worte nur mühsam hervor. Diese augenscheinlichen Anzeichen des Verfalls machten großes Aufsehen im Justiz-Palaste.

Endlich nahm er seinen Präsidentensitz am grün bedeckten Tische wieder ein; seine Besucher nahmen neben ihm Platz; der Schriftführer verlas eine schier endlose Liste. Doch während dieser Lesung war Lépervié eingeschlafen; einer der Richter mußte ihn am Arme schütteln. Er fuhr auf und blickte verstört umher.

— Was gibt's? stammelte er. Kann man mich nicht in Ruhe lassen?

Auf der Advokatenbank lachte man.

— Ruhe, meine Herren! rief der Richter, indem er mit der Hand auf das Pult schlug. Dann wandte er sich zu Lépervié und sagte:

— Sie sind nicht wohl und es wäre vielleicht das Beste für Sie, sich sogleich zurückzuziehen.

— Oh, erwiderte Lépervié, es war mir nur ein wenig schwer im Kopfe . . . es ist hier zum Ersticken heiß. Ich bitte Sie, lassen Sie doch ein wenig die Thüre öffnen.

Die kalte Luft, die vom Gange hereinströmte, erfrischte ihn vorübergehend. Er rief den ersten Verhandlungs-Gegenstand auf und begann die Untersuchungs-Akten zu lesen. Allein, die Zeilen verschwammen vor seinen Augen und er übersprang ganze Absätze. Der Richter an seiner Seite mußte ihm abermals zu Hilfe kommen.

Endlich begann er die Zeugen zu verhören. Es war wieder einmal die Geschichte eines unglücklichen Ehepaares; der Mann hatte Weib und Kind verlassen und führte ein Luderleben. Doch plötzlich wandte sich der Präsident an die klägerische Frau:

— Sie sind's, Madame, welche . . . (Au, mein Rücken!) Ihr Mann, sagen Sie, habe sich schlecht gegen Sie betragen? Aber war er nicht anfänglich ein guter Ehegatte? . . . Und hatte er nicht einen Lumpenkerl zum Großvater?

— Aber, flüsterte ihm der Richter ins Ohr, — die Schändlichkeiten des Gatten sind ja in den Untersuchungs-Akten des Langen und Breiten erzählt und Sie haben sie soeben verlesen! . . .

Lépervié zuckte mit den Achseln.

— Es handelt sich um einen Gatten, der eine Geliebte hat, nicht wahr? (Oh weh, meine Beine!) Mein Gott, wem widerfährt Solches nicht? Nicht immer ist der scheinbar Schuldige im Unrecht.

— Unter solchen Umständen ist es unmöglich, weiter zu verhandeln! rief der Anwalt der klägerischen Frau.

Die Zuhörerschaft war in großer Aufregung, der Gerichtshof in peinlicher Verlegenheit.

— Ich will Sie ja anhören, stammelte der Präsident, aber ich darf doch wohl auch eine Mei . . . Mei . . . nung haben.

Der Richter neigte sich von neuem zu seinem Ohr und flüsterte:

— Unterbrechen Sie die Sitzung . . . Verlangen Sie einen Urlaub . . . Sie sind nicht bei der Sache.

— In der That . . . ich bin zerstreut . . . Nur ein Urlaub kann mich wieder herstellen.

Er verließ seinen Sitz und begab sich nach dem Vorzimmer, um da den Talar gegen seinen Ueberrock umzutauschen; doch als er durch die Gänge schritt, um zur Ausgangsthüre zu gelangen, vermochte er nicht eine Gruppe von Advokaten zu umgehen, die, von seinem Unwohlsein unterrichtet, ihn befragten und mit regem Interesse betrachteten. — „Ach ja, wiederholte er; ich habe eine mühevollen Gebirgstour gemacht und mich zu sehr angestrengt.“ Doch plötzlich erstarrte seine Zunge; er bemerkte hinter einer Glasthüre, im Hintergrunde des Ganges einen spähenden Schattenriß, einen schwächtigen, großen, blaffen Jüngling, der ihn mit starren Blicken beobachtete.

— Ach, sagte er, ohne die erstaunten Gesichter der Umstehenden zu bemerken, — der dort ist mein Sohn . . . Saget ihm, daß es unnütz ist . . . Ich gehe nicht mit . . . ich will nicht gehen . . .

Rasch bog er in eine andere Gallerie ein; allein seine Beine wankten und er mußte sich auf einer Bank niederlassen.

— Wenn er jetzt da wäre, dachte er, würde ich ihn in meine Arme nehmen und er würde mir sagen, was sie zuhause machen . . . Uff! er ist schon ein großer junger Mann . . . (Nein, nein; es ist besser so . . . er würde mir harte Worte gesagt haben.) Und Paula? . . . meine kleine Paula? . . . Sie war sechszehn Jahre alt . . . Nicht wahr, achtzehn Jahre alt? . . . Ach, ich weiß nicht mehr; ich kann mich an nichts mehr erinnern.

— Wollen Sie, Herr Präsident, sich vielleicht auf meinen Arm stützen? fragte ein eben vorbeikommender Saaldiener, als er sah, wie Lépervié sich mühsam aufzurichten versuchte.

— Ja . . . Ihren Arm . . . etwas schwach . . . aber nicht in diesem Gang . . . Gehen wir durch die Höfe . . .

Als sie auf der Straße angelangt waren, machte der Diener sich erbötig, einen Mietwagen herbeizurufen.

— Einen Wagen? sagte Lépervié. Gut . . . ich nehme einen Wagen.

Und während er einstieg, warf er dem Kutscher eine Adresse hin. Der Fiaker setzte sich in Bewegung. Um sich gegen das Schaukeln im Wagen zu sichern, drückte er sich fest in eine Ecke. Doch als der Wagen vom Asphalt auf das Straßenpflaster kam, raubte das Rütteln ihm alsbald den Athem. Er klopfte an die Scheiben und befahl dem Kutscher, langsamer zu fahren. Jetzt konnte der Präsident die Straßen betrachten, durch welche man fuhr.

— Es ist seltsam . . . ich kenne mich nicht mehr aus . . . Diese Straßen scheinen mir so bekannt und ich weiß ihre Namen nicht. (Warum trat Guy nicht ein? Was machte er hinter jener Thüre? Oder sollte ein anderer junger Mann ihm so sehr ähnlich sehen?) Der Kutscher irrt sich augenscheinlich! rief er, als er sah, daß der Wagen in die Straße einbiege, in der er 20 Jahre gewohnt hatte . . . Da ist der Gewürzkrämer . . . da der Bäcker und dort unten das Haus . . .

Er ließ heftig das Fenster herab.

— Kutscher! Treiben Sie Ihren Spaß mit mir? Nicht hier! . . . nicht in dieser Straße! . . .

Der Mann zog die Zügel an.

— Haben Sie mir nicht gesagt . . .

Und er nannte Straße und Hausnummer.

— Ist's möglich, daß ich Das gesagt habe? stammelte Lépervié betroffen. Nun, dann habe ich mich geirrt . . . Führen Sie mich . . . führen Sie mich . . . Ja, wohin? fragte er sich, indem er sich den Kopf zermartete, um sich der Adresse ihrer möblirten Wohnung zu erinnern. Warten Sie! . . . in der . . . in der . . . Es will mir nicht einfallen.

Er gab endlich in unbestimmter Weise eine Schilderung des Ortes, ein Square vor einer Kirche; dann sank er entmuthigt auf den Wagensitz zurück. — Ein o war in dem Namen, brummte er. Wie habe ich nur dem Kutscher die Adresse meines Hauses angeben können? Wie konnte ich nur

die eine Adresse mit der anderen verwechseln? Wie leicht hätte es geschehen können, daß meine Frau oder ein Dienstbote herausgekommen wäre . . . Rakma wird lachen, wenn ich ihr erzählen werde diese . . . diese . . .

Der Kutscher war wüthend und hieb auf sein Pferd ein. Dieses setzte sich in raschen Lauf und nun ging das Schütteln von neuem an. „Dieser Mensch wird mich umwerfen“ — seufzte Lépervié. Ich habe Rücken und Lenden zerschlagen.“ Endlich hielt der Wagen und er lohnte den Kutscher ab. „Ich finde jetzt schon den Weg, brummte er; ich brauche nur dem Boulevard zu folgen. In einer Viertelstunde bin ich daheim.“

Der Weg führte jetzt zwischen verkrüppelten Bäumen dahin, an ärmlichen, kleinen Häusern vorbei. Es war ein von den unteren Klassen bevölkertes Stadtviertel.

Lépervié ging etwa hundert Schritte weit vor sich hin. Er hatte ein Gefühl, als wären ihm alle Glieder im Leibe zerschlagen und als drückte ein schwerer Helm auf seinen Kopf. „Ach, wie unglücklich bin ich doch!“ dachte er. „Könnte ich mich nur ein wenig betäuben!“

Er blieb vor der Thüre eines Branntweinladens stehen. Drinnen, in dem raucherfüllten Raume, saßen Leute mit gekrümmtem Rücken vor ihren Schnapsgläsern und unterhielten sich laut, mit lebhaften Geberden. („Das sind bekümmerte Leute, wie ich, dachte sich Lépervié. Es gibt nur dies eine Mittel, um schnell zu vergessen.“)

Schüchtern drängte er sich durch die Gruppen, die vor dem Schanktische standen; dann setzte er sich an einen einsamen Tisch und ließ sich ein Glas „Grünen“ geben. Als er den Absinth getrunken hatte, kam Genièvre dran, und dann wieder Absinth. Seine Handbewegungen wurden immer mühsamer; er vergaß, an welchem Orte er sich befände; brummte unverständliches Zeug oder saß mit stieren Augen da. Rakma, sein Weib, seine Kinder, seine Richterkollegen: Alldas verschwamm in den Dünsten des Alkohols. „Oh, dachte er, lieber will ich auf einem Rehrichthausen verenden, als mich mit ihnen versöhnen, nachdem sie mich verleugnet haben. Ich habe keine Familie mehr. Mein Weib und meine Kinder sind meine Feinde. Auch Rakma wird mich verlassen. Ich bin der Roth, den man mit dem Fuße wegstößt.“

Plötzlich blendete ihn das Gaslicht, das ein Ladenbursche angezündet hatte, just in dem Augenblicke, wo eine unüberwindliche Schlassucht ihn niederzudrücken begann. Da bemerkte er, daß er zwei anderen Trinkgästen gegenüber sitze, die ihn mit erstaunten Blicken betrachteten. Das Gedächtniß ließ ihn wieder im Stich. Er mußte sich sammeln, um sich zu erinnern, daß er seit einer Stunde in dieser Todtschlagerbude sitze und sich blöde trinke.

Da raffte Lépervié alle seine Kräfte zusammen, um sich zu erheben, bezahlte seine Zechen und trat auf den Boulevard hinaus. Doch die frische Abendluft, das Vorüberhasten der Leute, das flackernde Licht der Laternen: Alldies betäubte ihn. Er bedauerte jetzt, so schnell diesen Zufluchtswinkel verlassen zu haben. Mit schlaffen Beinen wankte er auf dem feuchten Bürgersteig dahin. Im Nebel seines Gehirnes war Alles untergegangen und nur eine Art kindischen, schwächlichen Mitleides mit sich selbst war übrig geblieben. Er verglich sich mit den zerlumpten, hungerigen, frierenden Gestalten aus dem

Volle, die er an sich vorbeihuschen sah. „Ach, armer Lépervié! stöhnte er; welcher Unterschied ist denn zwischen Dir und ihnen?“

Plötzlich tauchte ein altes, geschminktes Gesicht vor ihm auf.

— Komm zu mir herauf, sprach die Dirne; ich will Dir zu Willen sein.

— Ach, Schade für die Mühe, erwiderte er. Mein Leben ist ohnehin unflätzig genug. Und er fügte im Stillen hinzu: So hat auch Nakma zu mir gesprochen.

Doch das Weib hatte ihn am Arme gefaßt.

— Komm, komm, drängte sie; seit zwei Tagen war Keiner bei mir.

— Ach, im Grunde ist Das vielleicht das Glück, sagte er sich. Alles Andere ist Schwindel. Diese ist wenigstens eine echte, rechte Meze.

— Nun denn, ich gehe mit Dir, sagte er. Aber lieber wäre mir, Du hättest heute schon ein Duzend gehabt. Das wäre drolliger. Du mußt nämlich wissen: ich bin ein altes Schwein.

— Wenn dem so ist, dann bist Du heute Abends der Dritte.

— Oh, ganz gut, ganz gut.

Sie traten bei einem Krämer ein und kauften eine Flasche Liqueur. Dann folgte er ihr in ihre Kammer.

#### XXIV.

Tage waren seitdem vergangen.

Lépervié ließ anfänglich die unbewußten, halb verschlafenen Blicke über die ihn umgebenden Gegenstände gleiten. Im Winkel stand ein Tisch; darauf lagen Bücher und Farbentiegel durcheinander; an den Wänden sah er undeutlich Büchergestelle. Alldies vermochte keine bestimmte Erinnerung in ihm zu erwecken. Er schloß die Augen wieder und blieb etwa eine Viertelstunde in einem Zustande völliger Stumpfheit. Dann schlug er die Augen wieder auf. Er verspürte keinen Schmerz; von einer Schwere des Kopfes abgesehen merkte er kaum, daß er aus einem langen, tiefen Schlafe erwacht sei. Er empfand nicht das Bedürfnis, sich zu bewegen; sein Körper, der träge unter der Bettdecke lag, schien auf jede Thätigkeit verzichtet zu haben.

Er begann den Tisch und die Bücher zu betrachten, schaute lange auf die Scheiben der Bücherschränke und sah dann ein großes Kreuzifix an der Wand. Nun glitten seine Blicke langsam nach einem Divan, von da nach einer Rosette des Plafonds, um schließlich an dem niedrigen Bette haften zu bleiben, in welchem er lag. Die Umrisse und die Farbe der Einrichtung verschwammen in einem Dämmerlichte. Er erinnerte sich an kein Ereignis seines Lebens; seine Augen haften wie im Traume an den Schattenbildern, die aus dem Halbdunkel auftauchten. Er glaubte jetzt die Möbel zu erkennen und ihm war, als hätte er niemals aufgehört, in diesem Zimmer zu leben.

Er schloß noch einmal die Augen, machte keine Anstrengung, zu denken und gab sich völlig dem Zauber des Friedens und der Stille hin, die ihn umgaben. Allein, ein plötzlicher Schmerz im Kopfe riß ihn bald aus seiner Ruhe; er versuchte den Arm auszustrecken, um sich nach der Stirne zu greifen, doch blieb sein Arm unter der Decke gebannt. Er wollte

den Kopf auf dem Polster bewegen, doch auch der Kopf versagte den Gehorsam.

Nun begann das bisher schlaffe Bewußtsein sich zu regen. „Sind etwa meine Glieder noch vom Schlafe gelähmt?“ fragte er sich. „Soll Alldies nur ein Traum sein? Da sind doch aber meine Bücher, da mein Arbeitstisch; ich bin ohne Zweifel in meinem Kabinet.“

Er lenkte den Blick, der allein ihm gehorchte, nach allen Seiten, um sich zu überzeugen, daß er wirklich wach sei. „Aber wie kommt es,“ fragte er sich weiter, „daß man mich in dieses Bett gethan hat? Bin ich etwa krank? In diesem Zimmer hat es niemals ein Bett gegeben.“ Er versuchte, einen Laut auszustößen, um Jemanden zu rufen; allein er vermochte den Mund nicht aufzuthun.

Zur Lautlosigkeit genöthigt, machte er Anstrengungen des Gehörs, um zu erfahren, ob Niemand bei ihm wache. Er dachte weder an seine Frau, noch an Nakma, überhaupt an keine bestimmte Person, welche da sein könnte. „Nein,“ sagte er sich nach dieser neuerlichen Anstrengung, „nichts rührt sich hier. Ich bin allein in diesem Bett, allein in diesem Zimmer.“

Mit seinen Kräften zu Ende, mit offenen Augen da liegend, hörte er jetzt auf zu denken. Doch nach einigen Augenblicken kam der Schmerz wieder; es war, als hämmerte ihm Einer in den Nacken und als bohrte man ihm den Schädel an.

Als der Schmerz vorüber war, begann er wieder zu horchen, indem er hoffte, daß schließlich doch Jemand gekommen sein würde. Jetzt ward eine Thüre im Hause zugeschlagen; Stimmen wurden laut, ein Schluchzen zog über die Stiege, an der Thüre seines Kabinetts vorbei, ohne da innezuhalten; hernach hörte er nichts mehr, als einen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden lauten, heiseren Wehruf.

— Was geht denn vor? fragte sich Lépervié, durch diese Geräusche neugierig gemacht, aber unfähig, sich dieselben zu erklären.

Bald hernach gab es geheimnißvolle, schnelle Schritte auf der Treppe. Man stieg auf und nieder, Thüren wurden leise geöffnet und geschlossen, Stimmen flüsterten in den Gängen; nur der Schrei dauerte fort.

Alle diese Geräusche wiegten ihn schließlich wieder in den Schlummer. Er schloß die Augen und sah nur noch, wie ein schwarzer Schatten geräuschlos eintrat und sich seinem Bette näherte.

#### XXV.

Nach einem langen, tiefen Schlafe öffnete er wie gestern die Augen; und nun sah er den unbeweglichen, schwarzen Schatten an seinem Bette. Die Gestalt las in einem Brevier, welches ihre mageren, wachsgelben Hände hielten. „Diesesmal träume ich nicht,“ sagte er sich; „sie trägt eine weiße Haube; es ist eine Nonne, die bei mir wacht.“ (Er fühlte nicht die Kraft, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; er war keiner Bewegung fähig.) „Bin ich etwa todt?“ fragte er sich nach einer Weile wieder, indem er sich der vollkommenen Unbeweglichkeit seiner Glieder bewußt ward. „Dann würde sich Alles erklären, diese barmherzige Schwester bei mir, ich selbst in diesem Bette, diese tiefe Stille des Zimmers. Aber wenn dem so ist, dann müßte man annehmen, daß mit dem Körper das Denkvermögen nicht abstirbt.“

„Aber, wenn ich todt bin, warum ist außer dieser Nonne Niemand da, um bei mir zu beten? Sollten sie mich schon verlassen haben? Ich sehe auch keine Bahre, keine Kerzen, kein Kreuzifix in meinen Händen? Ah! endlich weint Einer im Hause! (Es war das Geschrei von gestern.) Sie wehklagen da oben! Was hilft es ihnen? Ich bin jetzt todt!“

Er hörte auf zu denken und versank in einem wohligen Gefühl der Vernichtung, indem er sich leise wiederholte: Todt, ganz todt!

Indeß bemerkte er nachher — vielleicht waren seither Tage vergangen — das bleiche Gesicht der barmherzigen Schwester sich aufrichten; sie näherte seinen Lippen einen kleinen Spiegel und neigte sich über seine Stirne zu diesem Spiegel; und er hielt die Augen hermetisch geschlossen und hielt den Athem an sich. Doch als plötzlich sein Schädel wieder zu hämmern begann, riß er angst erfüllt die Augen auf. Das gütige Gesicht der Nonne lächelte ihm zu, während sie mit den Fingern kühlend über seine Stirne fuhr.

„Nein, nein,“ raisonnirte er weiter, „das war nur eine Idee. Ich lebe noch, da ich mich leidend fühle und ihr Lächeln mir gleichsam eine Aufmunterung ist, die Leiden zu ertragen.“

Jetzt wurde von neuem ein Schluchzen und Stöhnen im Treppenhause hörbar. Er vernahm das Klopfen eines Hammers. Immer dieses Wehgeschrei! dachte er. Was geht denn vor in diesem Hause? Da ich es nicht bin, muß ein Anderer gestorben sein. Jemand ist gestorben; jetzt wird der Sarg zugenagelt. Ja, wer war denn außer mir noch da? Meine Frau, meine Kinder und Katma.

Seinen Anstrengungen gelang es endlich, die Lippen zu bewegen. Allein, die barmherzige Schwester legte ihm die Hand auf den Mund.

— Sprechen Sie nicht, sagte sie. Es ist für Sie besser, daß Sie schlafen.

Die Tage flossen dahin und Lépervié erlangte endlich die Sprache wieder. Er sprach jedoch nur mit Anstrengung. Jetzt konnte er auch schon die Glieder rühren und sich im Bette umkehren. In dem Zimmer hatte sich nichts geändert. Die barmherzige Schwester verbrachte ihre Tage bei ihm, war ihm behilflich, daß er einige Nahrung nehme, und wachte bei Lampenlicht neben seinem Bette, bis er sie dankend entließ.

Eines Tages wagte er eine schüchterne Frage an die Nonne.

— Ich hatte eine Frau und Kinder; wo sind sie?

Mit einer unbestimmten Geberde schien sie nach dem Himmel oder nach den Zimmern des Stockwerkes zu zeigen.

— Und — fuhr er zögernd fort — ist ihnen nichts Schlimmes widerfahren?

— Nichts, was nicht jeder Mensch sich als höchstes Glück wünschen würde.

— Ich glaube aber doch gehört zu haben . . . Sagen Sie mir: ist nicht Jemand im Hause gestorben?

— Oh, Himmel! rief die Nonne, die Hände faltend. — Aber schau, wie Sie jetzt reden können! Ihre Leiden scheinen jetzt zu Ende zu sein. Sie werden bald das Bett verlassen können. Aber Sie dürfen sich nicht anstrengen.

Und sie legte ihm wieder die Hand auf den Mund.

— Meine Schwester, sprach jetzt eine Stimme; lassen Sie mich allein mit ihm. Ich muß mein Kreuz bis ans Ende tragen.

Als Lépervié bei dem Klange dieser Stimme sich umwandte, sah er am Bettende ein langes, schwarzes Gespenst stehen.

— Mein Weib! sagte er, am ganzen Leibe zitternd. Oh, Lydia! Doch nein, sie ist es nicht . . . sie hat nicht so bestümmert ausgesehen.

— Und doch ist es Ihr Weib, sagte Frau Lépervié mit kaum vernehmbarer Stimme, indem sie einen Schritt näher trat. Ihr Weib oder was von ihr noch übrig geblieben ist, denn sie ist nur mehr ein Schatten. Aber, es ist noch zu viel Fleisch an diesen Knochen, noch zu viel weißes Haar auf diesem Haupte. Ich bin erst innerlich gestorben.

— Lydia! stammelte er, indem er bestürzt die furchtbare Magerkeit ihres Antlitzes und ihres Körpers betrachtete.

— Von wem sprechen Sie? Es gab hier einst ein Weib, das so hieß. Jetzt nennt man sie die Wittwe. Sie allein ist nur mehr da . . . Doch genug! Friede mir und den Andern! . . . Ich bin nur gekommen, um bei Ihnen zu wachen; zu nichts Anderem . . .

Er zog verdrossen die Decke über seine Augen und brummte:

— Ich brauche Niemanden, man lasse mich ruhig sterben. Oh, noch immer diese Großthuererei! dachte er; Das ist's was mir sie unausstehlich macht. Aber, warum kleidet sie sich denn schwarz? Sie hat doch keinen Grund dazu. Oder sollte etwa . . .

— Ach! sagte er schüchtern, indem er ihr mit den Blicken folgte, während sie die Nachtlampe anzündete; — ach, könnten Sie nicht die Kinder kommen lassen?

— Unglücklicher! schrie Frau Lépervié . . . Oh, der Unglückliche! wiederholte sie, wie mit sich selbst sprechend. Seine Kinder! Der schwere Augenblick ist gekommen! Dann sagte sie mit grollender Stimme:

— Nun denn, hören Sie! Ihre Kinder . . . Doch nein! es ist nicht möglich . . . Schweigen Sie . . . es ist unmöglich, sage ich Ihnen.

Doch er blieb hartnäckig bei seinem Verlangen.

— Ich will sie sehen! Guy! Paula! rief er schluchzend und sich unruhig auf seinem Lager herumwerfend.

Frau Lépervié drückte beide Hände an ihr Herz.

— Ach, er tödtet mich! . . . Laß mich sterben, mein Gott! Hören Sie doch auf, sie zu rufen! Schweigen Sie!

— Nun denn, so will ich selbst gehen! schrie er wüthend. Au! o weh!

Sie warf sich auf ihn und rang mit ihm, um ihn in das Bett zurückzudrängen. Dann sank sie auf die Kniee vor ihm und flehte:

— Nicht jetzt . . . Später . . . Ach, Alles, nur Das nicht! Laß mich sterben, mein Gott! Er durchbohrt mir das Herz mit diesen Namen! Meine Paula! meine geliebte Paula! Und weil er nicht aufhörte, nach ihr zu rufen, legte sie ihm die Hand auf den Mund und sagte: — Sie rufen vergebens; sie wird nicht kommen, nie mehr kommen!

— Nie mehr . . . nie mehr . . . wiederholte er me-

chanisch, ohne zu begreifen, aber betroffen von dem verzweifeltsten Ausdrücke, mit welchem sie diese Worte gesprochen hatte.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

— Warten Sie . . . es ist etwas geschehen . . . sie hatte zuletzt ein rosa Kleidchen . . . Und dann . . . ich weiß nichts mehr . . . Aber wer hat denn neulich im Hause so stark geschrien?

— Hat neulich Jemand im Hause geschrien? Ach, ach! wer konnte denn nur so schreien? Hat denn noch Jemand die Kraft, zu schreien?

— Nicht wahr, sie ist todt? rief da Lépervié mit einer gewissen Genugthuung. Man glaubte, ich wäre fertig, aber ich habe Alles errathen. Ich habe gehört, wie die Männer den Sarg hinabtrugen.

Frau Lépervié sank auf einen Sessel und quälte sich zu einer letzten barmherzigen Lüge ab.

— Sie irren sich . . . Glauben Sie diese entsetzliche Sache nicht! . . . Meine Tochter . . . war nur ein wenig krank. Sie hat sich erkältet . . . ich höre sie husten . . . Hören Sie? Doch ist jetzt Alles möglich . . . sie könnte immerhin daran sterben.

— Und ich sage Ihnen, daß sie todt ist! Man hat ihren Sarg an dieser Thüre vorbei getragen . . . Ich lasse mich nicht täuschen . . .

Und im nächsten Augenblicke versank er wieder in seinen tiefen Schlummer.

Sie aber, die unglückliche Frau, stützte den Kopf auf ihre Hände und schluchzte lange:

— Herr, erbarme Dich meiner!

### XXVI.

Der Schlaganfall hatte für Lépervié keine anderen Folgen, als eine weitere Trübung des Gedächtnisses und eine leichte Lähmung des linken Armes. Er hatte seit einer Woche das Bett verlassen und wankte mühsam im Hause umher. Die Nonne war verabschiedet worden. Trotz ihrem schweren Herzleide wachte Frau Lépervié selbst einen Theil der Nacht bei ihm. — Ach, der Unglückliche! sagte sie sich. Er schläft, als ob dieses Haus noch lebte und sich nicht Alles in Trauer und Ruinen umgewandelt hätte! Soll ich nach so vielem Unglück mich seiner mütterlich erbarmen? Nein, nein! mag „die Andere“ sich ihn zurücknehmen, auf daß er nicht durch seine Gegenwart das Andenken meiner theuren Todten beflecke.

So sprach dieses Schmerzensweib, das zuerst die Tochter eingefärgt hatte und jetzt das letzte kindliche Band sich lösen sah, indem Guy seit einer Woche das Haus verlassen hatte.

Von gewissen tyrannischen und vorübergehenden Gereiztheiten abgesehen zeigte sich Lépervié unterwürfig. Er verbrachte seine Zeit damit, daß er die umfangreiche Korrespondenz eröffnete, die sich seit seiner Flucht mit Rakma angehäuft hatte. „Es ist seltsam, dachte er, indem er eingelassene Todes-Anzeigen eröffnete, mir scheint, als wäre ich selbst eine Zeit lang todt gewesen. Wir lebten zusammen in den Bergen, unter einem blauen Himmel; ein wahres Taubenleben.“

Das Geschwätz einer Kammerfrau brachte ihm endlich

Aufklärung über den dunkeln Theil der jüngsten Vergangenheit. In einer Nacht des vergangenen Monats hatten Schutzleute ihn in sterbendem Zustande vor dem Hause gefunden. Er war ohne Zweifel gefallen, sein Blut floß aus einer klaffenden Kopfwunde.

„Warum bin ich denn nicht zu „ihr“ zurückgekehrt?“ fragte er sich. „Welches Verhängniß hat mich hieher geführt und was ist geschehen?“

— Gnädiger Herr hatten ein wenig über den Durst getrunken, denke ich! sagte die Kammerfrau lachend.

Eines Abends glaubte Frau Lépervié zu hören, daß der Präsident vorsichtig die Thüre öffnete und die Treppe hinabsteige. Sie war erstaunt, denn sie hatte geglaubt, er wäre zu Bett gegangen. Sie verließ ihr Zimmer und trat auf den Flur hinaus. In diesem Augenblicke fiel die Thüre ins Schloß. Sie eilte ans Fenster und sah ihn, wie er die Häuser entlang sich fortzuschleppte.

— Ach! rief sie schmerzlich, — wird denn diese Dirne bis ans Ende ihre Gewalt über ihn ausüben!

### XXVII.

— Sie sind's, Herr Dulieu? rief die Vermietherin erstaunt, als sie seiner ansichtig wurde. Wo blieben Sie nur so lange? Treten Sie ein; ich habe Ihnen etwas zu übergeben.

— Ist meine . . . Frau nicht in ihrem Zimmer? fragte er, verwundert über diese unerwartete Einladung.

— Sie ist fort und hat dieses Briefchen für Sie zurückgelassen.

Er begann am ganzen Leibe zu zittern und vermochte nur schwer das Siegel des Briefes zu erbrechen.

Rakma schrieb:

„Mein lieber Alter! Ich habe viel nachgedacht. Ich will wieder vernünftig werden und eine Stelle in einem ehrbaren Hause suchen, wie das Ihrige war. Wir werden uns sonach nicht wiedersehen. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich schon weit fort. Es ist übrigens Zeit, daß Sie Ihre Gesundheit pflegen. Sie sahen nicht gut aus neulich, an dem Tage, als Sie nicht zurückkamen. Ich hoffe, Ihre Frau wird Sie in ihren Schoß wieder aufnehmen.“

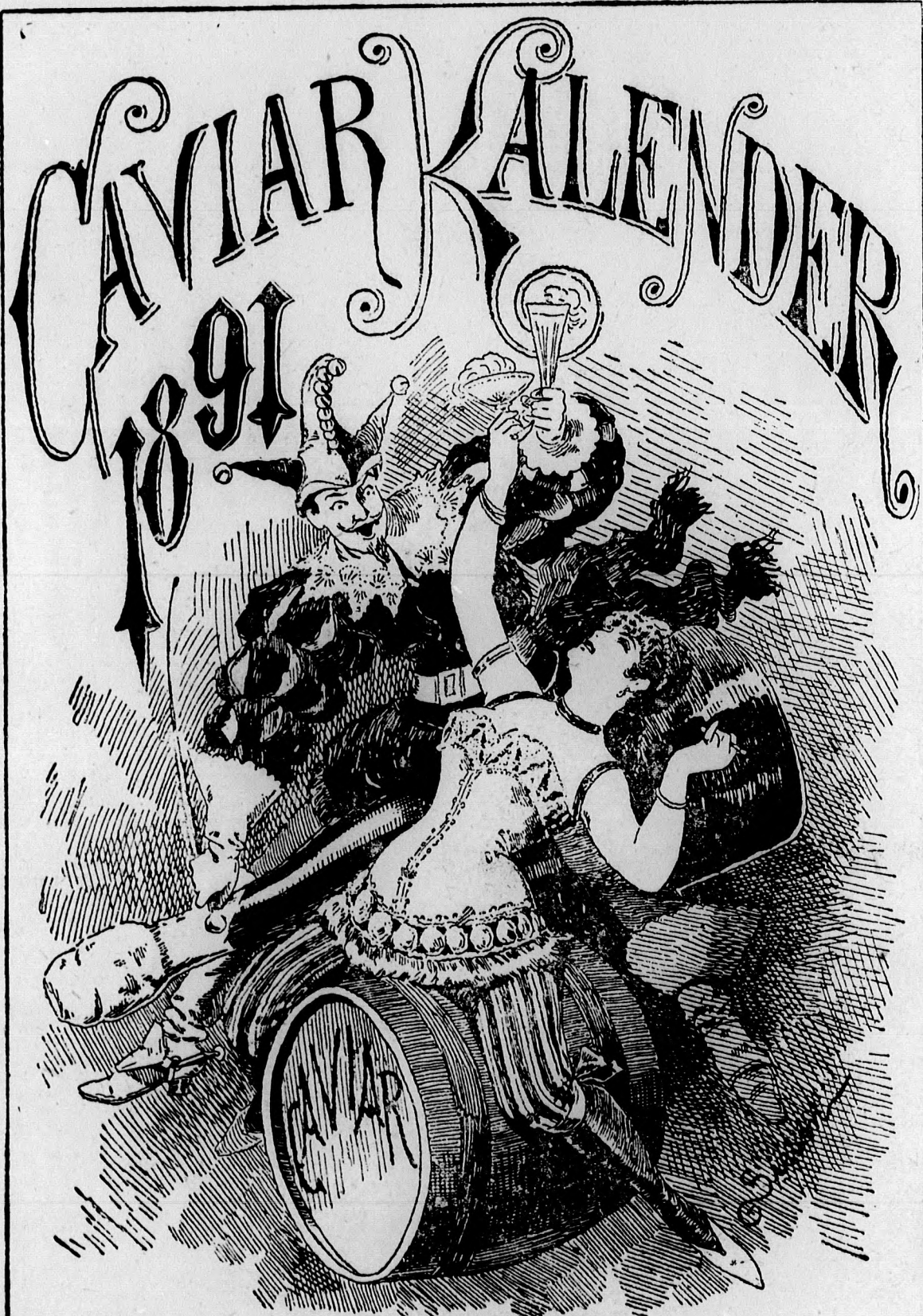
Sorgen Sie um nichts; die Mythe ist bezahlt. Die Summe, die Sie mir übergaben, stelle ich Ihnen nahezu ohne Mangel zurück; sie ist bei Ihrem Notar hinterlegt. Ich habe, Gottlob, einige Ersparnisse und brauche von Ihnen nichts zu entlehnen. Sie werden zugeben, daß ich keine schlechte Kaffierin war.

Leben Sie wohl, mein lieber Präsident! Ich habe gethan was ich konnte, um Ihnen angenehme Augenblicke zu bereiten, ohne deshalb auf meinen Haß gegen die Männer zu verzichten. R.

N. S. Guy weigert sich, Ihnen seinen Respekt zu bezeigen und diesen Zeilen etwas hinzuzufügen. Ich gedenke ihn übrigens nicht lange zu behalten.“

E n d e.

Soeben ist erschienen  
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



Preis 2 Mark.

Preis 2 Mark.

BUDA-PEST  
VERLAG von GUSTAV GRIMM.

Der neue nun bereits fünfte Jahrgang unseres Kalenders, dessen Inhalt im „Caviar“ nicht erscheinen wird, bringt u. A. zwölf neue von G. Sieben in Wien gezeichnete Monatsbilder, circa 100 ganzseitige Illustrationen und neben einer Fülle vortrefflicher Witze, Erzählungen von Jean qui rit, Satanello, Armand Silvestre und Anderen.

Die ersten vier Jahrgänge des Caviar-Kalenders (1887, 1888, 1889, 1890) sind noch zum Preise von je 2 Mark zu beziehen.



G. Sieber f.

BUDAPEST

VERLAG  
C. CRIMM